

# **DER LANDSER**

Über 5.130 Seiten  
Schwarz-Weiß  
Format 24 x 32 cm  
Bindung: Klappdeckel

**1,60 DM**

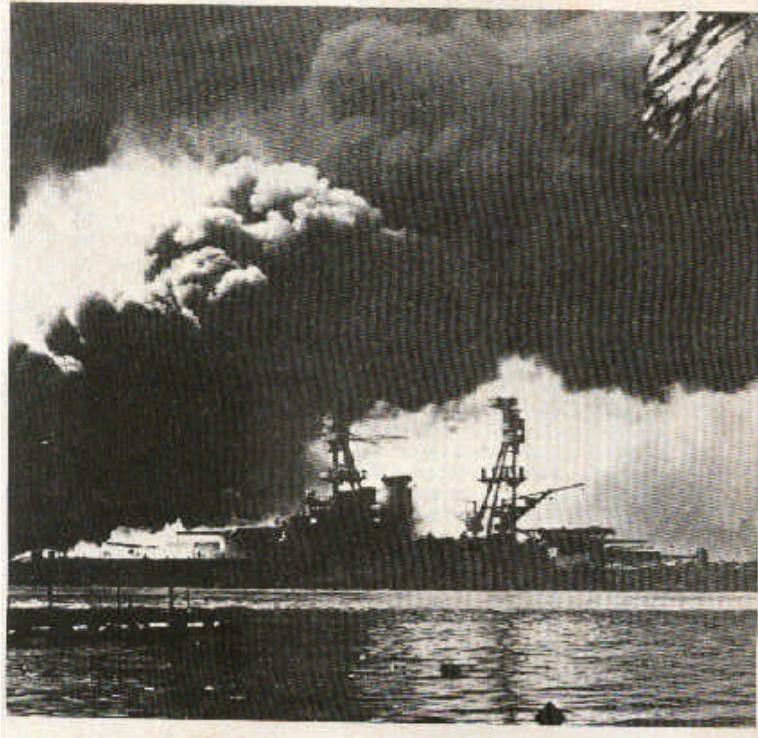
**1076**

**Erlebnisberichte zur  
Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges**

**F.-O. BUSCH/O. MIELKE**

## **Zwischen Triumph und Untergang**

Der Überfall auf den US-Stützpunkt Pearl Harbor und der Untergang des japanischen Schlachtschiffgiganten „Yamato“ als Symbol für die sich abzeichnende Niederlage des Kaiserreiches. – Schlachtenszenen von Beginn und Ende des Pazifik-Krieges



Scan & Korrektur - Keulebernd

## Ritterkreuzträger der Luftwaffe



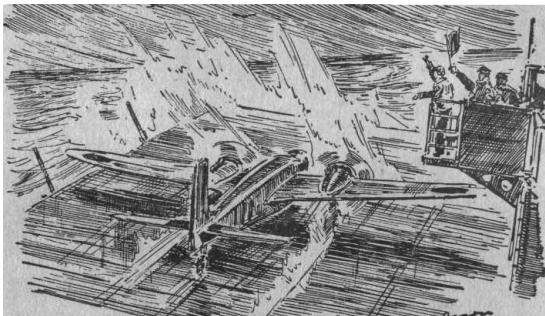
### **Werner Hoffmann**

Der am 7.8.1920 in Hersbruck geborene spätere Hauptmann war aktiver Offizier und beim Stukageschwader 1 1940 zunächst beim Kampf um Narvik eingesetzt. Ab 30.10.1943 wurde er Kapitän der 1. Staffel des Schlachtgeschwaders 1. In jener Zeit flog er von Nordnorwegen und Finnland aus Angriffe gegen Murmansk sowie andere Ziele und Schiffe der alliierten Eismeergeleitzüge. Es folgten Feindflüge in Rußland, bei denen Hoffmann, am 1. Januar 1943 mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet, immer wieder neue Erfolge errang. Am 8.8.1944 wurde ihm das Ritterkreuz verliehen. Der Tod ereilte ihn am 7. Februar 1945. An diesem Tag führte er mit einer FW 190 einen Angriff gegen eine Brücke im Raum Frankfurt/Oder durch. Der Volltreffer einer russischen Flak setzte seinem Leben ein Ende.

(Quellennachweis: »Die Ritterkreuzträger der Luftwaffe – Stuka- und Schlachtflieger«, Dieter Hoffmann-Verlag, Mainz.)

# Todessonntag auf Hawaii

## 7. Dezember 1941. – Der japanische Überfall auf den US-Flottenstützpunkt Pearl Harbor



7. Dezember 1941, ein Sonntag. Mit friedlicher Beschaulichkeit breitete sich der neue Tag über den US-Flottenstützpunkt Pearl Harbor. Auf den Schlachtschiffen im Hafen und den anderen Einheiten dachten die Seeleute an den bevorstehenden Landgang, aber für viele von ihnen sollte bereits die letzte Stunde ihres jungen Lebens angebrochen sein. Denn draußen auf See hatten japanische Bomber bereits die Decks der Flugzeugträger verlassen, und geraume Zeit später hatte sich der gesamte Hafen in eine brodelnde Feuerhölle verwandelt. War dieser folgenschwere Überfall das Startsignal für einen der blutigsten Kriege jener Zeit, so symbolisierte der Untergang des japanischen Schlachtschiffriesen »Yamato« im April 1945 das Ende der menschenverschlingenden Schlachten im pazifischen Raum. Diese beiden dramatischen Ereignisse hat der Marineschriftsteller D. Mielke im vorliegenden Band in detailgetreuen dokumentarischen Schilderungen zusammengefaßt.

Die Redaktion

## **Der historische Hintergrund**

Als am 8. Dezember 1941 der Name Pearl Harbor (Perlhafen) – die nur wenigen bekannte Bezeichnung des Kriegshafens bei Honolulu auf der Insel Oahu der langgezogenen Hawaii-Gruppe – durch Funk und Kabel um die Erde flog, horchte die Welt auf. Überall! Japanische Flugzeuge vernichten die USA-Pazifik-Flotte! Zwar war die Lage zwischen Amerika und Japan äußerst gespannt gewesen, aber die Vereinigten Staaten befanden sich immer noch im Friedenszustand mit dem Inselreich. Verhandlungen waren im Gange. Ihnen setzte das Dröhnen der Bombenexplosionen auf den Decks der in jenem Hafen liegenden Schlachtschiffe und das Schmettern der Detonationen sprengstoffgefüllter Torpedogefechtsköpfe ein jähes Ende.

Was war geschehen? Wie konnte dies passieren? Allmählich erfuhr man: Flugzeuge der japanischen Trägerwaffe hatten das dünne Band zerrissen, das Krieg und Frieden im unermeßlich weiten Raum des Stillen Ozeans in der Schwebe hielt. Mit einem einzigen gewaltsamen Schlag schalteten Wille und Macht der japanischen Regierung die Schweren Einheiten der in Pearl Harbor zu sonntäglicher Ruhe dicht zusammengedrängt liegenden Flotte aus. Ältere Empfänger der Schreckensnachricht erinnerten sich an den ebenfalls im Frieden erfolgten Überfall japanischer Torpedoboote auf die Seestreitkräfte des russischen Kriegshafens Port Arthur, der am 9. Februar 1904 den russisch-japanischen Krieg und die Seemachtstellung Japans einleitete.

Es hatte lange gedauert, bis die Welt über die geschickt getarnten japanischen Vorbereitungen, den wahren Verlauf des Geschehens und das Ausmaß des angerichteten Schadens, den jener Schlag aus dem Dunkel anrichtete, aufgeklärt werden konnte.

Erst der weitere Verlauf des Pazifikkrieges sollte den

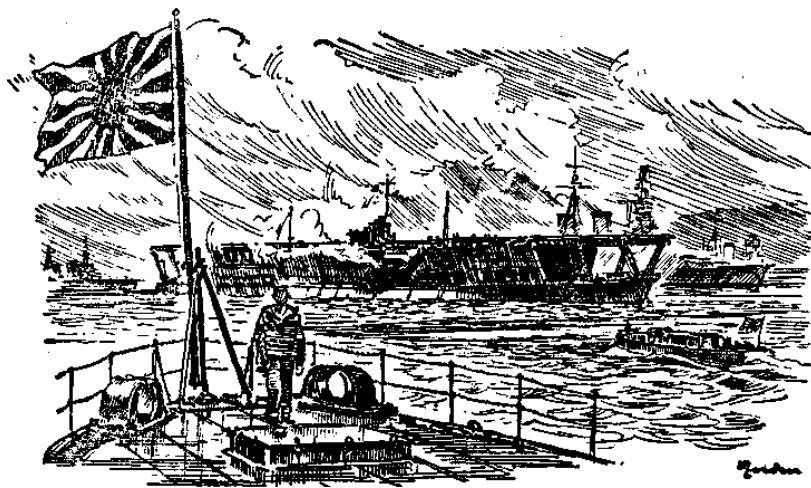
Anstiftern des Überfalls klarmachen, daß der zweifellos im Augenblick erreichte Erfolg ihrem Land mehr Schaden als Nutzen brachte. Vor allem rief er den unwiderstehlichen Willen des gesamten amerikanischen Volkes wach, unverzüglich mit der gewaltigen Macht seines unermäßlich reichen Industriestaates der Herausforderung zu begegnen und den Gegner, koste es, was es wolle, auf die Knie zu zwingen.

Der Überfall auf Pearl Harbor zeigte neben allem anderen der Welt zum ersten Male, wie weit die Waffe des Flugzeugträgers reichte und warf das bisher als Hauptkampfmittel zur See geltende Schlachtschiff auf die zweite Stelle zurück. Daß die Japaner durch den Angriff mit Trägern den Amerikanern gerade den Weg zeigten, auf dem sie, die große Seemacht des Stillen Ozeans, später selbst vernichtet werden sollte, war Tragik und Gericht zugleich.

Aus der Fülle des Einzelgeschehens der verschwiegenen Vorbereitungen auf japanischer Seite, der Ausführung des Überfalls und der schon nach wenigen Minuten einsetzenden tapferen und verzweifelten Gegenwehr der völlig überraschten amerikanischen See- und Landstreitkräfte formt sich das Bild, das im folgenden nach den Berichten beider Seiten gezeichnet wurde.

\*

Am 22. November 1941 liegt eine starke japanische Kampfgruppe in der verschwiegenen Tankan-Bucht von Etorofu, der zweiten Insel der nordöstlich an das japanische Mutterland anschließenden Kurilengruppe, vor Anker. Die Lage zwischen Japan und den USA ist gespannt. Sollte die Flotte zu irgendeiner Demonstration, einer Unternehmung, auslaufen müssen, so gewähren die weltfernen Kurilen einen Ausgangspunkt, bei dem eine vorzeitige Entdeckung nahezu ausgeschlossen scheint.



Die Kampfgruppe umfaßt sechs Flugzeugträger: »Akagi« (Name eines Berges bei Tokio), »Kaga« (Fürstentum auf der Insel Kiushiu), »Shokaku« (Fliegender Kranich), »Zuikaku« (Heiliger Kranich), »Hiryu« (Fliegender Drache), »Soryu« (Blauer Drache), 2 schnelle Schlachtschiffe: »Hiei« (Berg bei Kioto), »Kirishima« (Berg auf der Insel Kiushiu). Weiterhin zwei Schwere Kreuzer: »Tone« (Fluß auf der Insel Hondo), »Chikuma«, (Fluß auf der Insel Hondo), den Leichten Kreuzer »Akukuma« (Fluß auf der Insel Hondo) als Zerstörerführer-schiff, 9 große Zerstörer, 8 Tanker zur Brennstoffergänzung in See, Vorratsschiffe und 3 U-Boote als Aufklärer.

An Bord der Träger befinden sich alle Staffeln der 1. Luftflotte, die schon Mitte November in den Heimathäfen übernommen wurden. Flaggschiff ist der Träger »Akagi«. Von seinem kurzen Mast weht eine weiße Flagge mit rotem Sonnenball und schmalem rotem Streifen am oberen Rand. Es ist die Flagge des führenden »Tyusyo«, des Vizeadmirals Nagumo. In der Admiralskajüte sitzen zwei Admirale, der Geschwaderchef und der Chef des Stabes, der »Syosyo«, Konteradmiral Kusaka mit dem Befehlshaber der Ersten

Luftflotte, dem »Tyusa«, Kapitän zur See Mitsuo Fuchida, im Gespräch beisammen. Der Admiralssteward hat die dünnen Porzellanschalen mit blaßgrünem Tee serviert und ist verschwunden, als Admiral Nagumo aufblickend das Wort ergreift:

»Sie kennen Ihre Aufgabe, Fuchida. Ich möchte noch einmal hören, wie Sie die Schwierigkeiten gelöst haben.«

Der Kapitän lächelt. Er denkt an jenen Tag im September, der ihm die Umkommandierung aus dem Stab der 3. Trägerdivision auf das Flaggschiff brachte. Im Geist sieht er wieder die weite Bucht von Kagoshima an der Südspitze der Insel Kiushiu. Er steht wieder auf dem Rollfeld des Luftstützpunktes und sieht seinen Freund, den 1. Generalstabsoffizier der 1. Luftflotte, Genda, auf sich zueilen. Er hört Worte und begreift sie kaum: »Regen Sie sich nicht auf, Fuchida! Sie sollen unsere Luftflotte führen, wenn wir einmal Pearl Harbor angreifen!«

Er erinnert sich an das schnelle Boot, das beide zur »Akagi« brachte, die in der Arika-Bucht lag, an die erste Sitzung und an den Admiral. Und jetzt hatte der gleiche Admiral eine Frage gestellt, und er, Fuchida, muß antworten. Unmerklich sich vorneigend, sieht der Kapitän den Geschwaderchef an. »Sie wissen«, beginnt er, »daß der Erste Generalstabsoffizier der Luftflotte darauf drang, beim Angriff unbedingt auch Torpedos außer den Bomben anzusetzen ...«

»Wir hielten das für fast unmöglich«, wirft der Chef des Stabes mit einer Wendung zum Admiral ein, »Pearl Harbor hat nur 10-15 m Wassertiefe, und der ganze Hafen ist nur 500 m breit!« Fuchida nickt bestätigend.

»Gewiß, Herr Admiral. Ich habe dies alles zwar früher schon in meinen Berichten schriftlich niedergelegt, aber ich werde es hier zum besseren Verständnis noch einmal genauer wiederholen. Genda schlug jeden Einwand aus dem Felde. Er war der Ansicht, daß unerwartete Torpedos den Feind

verwirren und die Überraschung vollständig machen würden. Anfang November gelang es uns, dieses Problem durch Anbringung zusätzlicher Steuerflächen an den Torpedos so zu lösen, daß sie auch im flachen Wasser einwandfrei, das heißt ohne beim Einsteuern auf Grund zu geraten, liefen. Eine weitere Schwierigkeit war die, daß für den Angriff eine Spezialausbildung nötig wurde, weil unsere Flieger lediglich für den normalen Flottendienst ausgebildet waren. Der Angriff sollte ja im Dezember geflogen werden, wir hatten nur die Zeit von Ende September an zur Verfügung, und das war außerordentlich knapp.« Fuchida macht eine Pause und senkt den Blick.

»Ich meldete damals bereits, daß es ein hartes, ein sehr hartes Training für meine Flieger bedeuten würde und ich nicht sicher dafür garantieren könnte, daß man das Ziel der Ausbildung in so kurzer Zeit erreichen würde. Es wurde ein überhartes Training, aber das Ziel ist erreicht worden, Herr Admiral. Wir haben es trotzdem geschafft.« Der Geschwaderchef schweigt, und Fuchida hebt den Kopf. »Ich hielt seinerzeit eine unbedingte Geheimhaltung des Angriffsplanes für nahezu ausgeschlossen. Die Art der Übungen, die ich ausführen lassen mußte, und das ganze Training wiesen doch auf einen Angriff von Trägerflugzeugen auf ein weit in der Ferne erst nach langem Kriegsmarsch mit der Flotte zusammen zureichendes Ziel hin. Es ist trotzdem gelungen. Niemand von der Luftflotte ahnt, um was es eigentlich geht. Ich kann nochmals melden, Herr Admiral, daß die 1. Luftflotte sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigen wird.«

»Davon bin ich überzeugt!« meint Admiral Nagumo. »Das wichtigste ist die absolute Geheimhaltung. Ich warte auf den Befehl des Flottenchefs. Wenn Admiral Yamamoto den Funkspruch gibt, laufen wir aus. Das bedeutet aber noch nicht, daß im gleichen Augenblick der Pfeil von der Bogensehne schnellt! Wir könnten vorzeitig gesichtet und gemeldet werden.

Unter Umständen sollen wir die ganze Unternehmung abbrechen und zurücklaufen. Wir müssen auf alles gefaßt sein.  
– Ich danke Ihnen, meine Herren!«

Der berühmt gewordene Funkspruch hatte den verabredeten Wortlaut: »Niikata kayama nobore = besteigt den Berg Niikata!«

Wenige Tage später, am 26. November, lichtet die Kampfgruppe die Anker zum Kriegsmarsch in den Nordpazifik. Ein dunkler, wolkiger Morgen. Starker Wind heult aus Nordost über die felsige Insel. Hohe Brandung gischtet vor den Riffen, als die Flotte die Bucht verläßt. Schwerfällig beginnen die Schiffe im Seegang zu rollen, lassen die Insel hinter sich und verschwinden nach wenigen Stunden spurlos in der Weite der See. Der Bogen ist gespannt, der Pfeil liegt auf der Sehne.

Elf Tage lang marschieren die Schiffe unter völliger Funkstille, zunächst mit östlichen Kursen. Es ist ein grobes, aufgewühltes, stürmisches Meer, durch das der starke Flottenverband steuert. Die Fahrt geht über eine einsame, leere See, die immer wieder aufgischend die Vorschiffe und Brücken der Schiffe überschäumt. Langrückige hohe Wogen lassen die Flugzeugträger wie betrunken rollen und begraben die begleitenden Zerstörer der Sicherung zeitweilig fast völlig unter Schaumkaskaden und Gischtenschleieren.

»Yamamotos Manöverwetter!« rufen die jungen Seeoffiziere einander zu, wenn sie schutzsuchend hinter die Relingskleider der Pagodenbrücken der Schlachtschiffe tauchen.

Isoroku Yamamoto, der »Taisho«, der »Große Admiral«, Vater der japanischen Marinefliegerei, Schöpfer der Marineluftwaffe, Oberbefehlshaber der vereinigten japanischen Flotten, ist der fähigste und beliebteste Admiral, den das Inselreich hat.

Der Seegang wird immer größer, die großen Schiffe

schlingern in dem fast querein kommenden Sturm, kaum daß die Zerstörer die Fahrt noch halten können. Zwischen den Wolkenfetzen flackern unruhige Sterne, das Meer ist schwarz wie der Himmel und weithin mit den Kämmen der Brecher und dem Schaumgeriesel über den langen, drohenden Rücken der Wogen überzogen.

Sich mit beiden Fäusten an die Reling klammernd, steht der Admiral auf der Vorderseite der schmalen Trägerbrücke, neben ihm der Flaggleutnant. Mit starr geradeaus gerichtetem Blick beobachtet Nagumo das Arbeiten des schweren Flugzeugträgers. Wenn die See heranrollend gegen die Flanke des Trägers schäumt und der Gischt über Aufbauten und Brücken klatscht, wendet der kleine, drahtige Mann kaum den Kopf. Dieses Wetter ist gut, denkt er, es ist unsere Tarnkappe. Niemand wird uns sichtzen, keiner wird melden. Wir werden unbemerkt bis zum Startpunkt für die Flugzeuge kommen.

Unwillkürlich zieht er den Kopf ein wenig ein. Eine schwere Quersee, höher als alle anderen, ließ ihre Wassermassen hart wie Stein bis zur Admiralsbrücke donnern, als die »Akagi« schwer überholend mit ihrer Backbordseite in die See tauchte. Beide Männer schütteln sich, Wasserbäche rinnen von ihrem Ölzeug auf die Grätung\* der Brücke.

»Gutes Schiff!« meint der Flaggleutnant, als der Träger unmittelbar nach dem Anprall wieder hochschnellt, schwerfällig auf die andere Seite schwingt und den Bug tief in den weitereilenden dunklen Rücken des Brechers gräbt. »Und die Zerstörer halten sich auch gut!« Nagumo nickt und lächelt:

»Schlimmer wird es nicht werden, wir können Kurs und Fahrt durchhalten.«

Überall herrscht die unerhörte Spannung einer mit unbekannter Aufgabe gegen den Feind fahrenden Flotte. Werden sie neutralen Schiffen begegnen? Wird ihr Kriegsmarsch beobachtet, dem Gegner, dem Amerikaner mit

---

\* Holzroste

knisternden Funksprüchen, alarmierenden Signalen und Warnungen gemeldet werden? Daß die Schiffe unter den Sonnenflaggen Japans großen Ereignissen entgegenfahren, ahnt jedermann an Bord.

Stunde um Stunde verrinnt. Der Wind nimmt an Stärke zu, steigert sich zum vollen Sturm und läßt die Brecher mit donnerähnlichem Gebrüll gegen die Stahlleiber der Kriegsschiffe schlagen. Der Rauch aus vielen Schornsteinen verweht, flattert in langen, bräunlichgelben Fetzen leewärts\* auf die See gedrückt davon. Trotz des immer schlechter werdenden Wetters wird die Fahrt vermehrt. Verwundert stellen Ausgucks, Offiziere, Signalgästen und Brückenposten fest, daß nirgends eine verräterische Rauchwolke sich über der Kimm (Horizont) kräuselt, und kein Dampfer oder Segler ihren Kurs kreuzt.

»Yamamoto hat es geplant!« flüstern die Matrosen hinter den Geschützen, »was kann uns da groß passieren?« Verwunderung ist in ihren Herzen, Vertrauen zur Führung. Der Glaube an eine Vorbestimmung, die diese Fahrt dem Auge des Gegners verbergen wird, wächst mit jeder zurückgelegten Seemeile.

Nur wenige an Bord der Kampfgruppe wissen, daß schon um den 20. November herum, 6 Tage vor dem Auslaufen des Verbandes selbst, rund 20 große U-Boote aus den japanischen Kriegshäfen ausliefen. 11 von ihnen haben je ein kleines Flugzeug an Bord, 5 je ein Klein-U-Boot mit je zwei Mann Besatzung und 2 kleinen Torpedos. Ein Teil der U-Boote hat Befehl, in Richtung auf die Fidschi-Inseln aufzuklären, die Masse der U-Boote soll am 5. Dezember vor Pearl Harbor stehen.

Ein neuer südöstlicher Kurs bringt den Verband in besseres Wetter. Am 2. Dezember erhält die Kampfgruppe eine Flottenanweisung, nachdem der Generalstab in einer

---

\* Dem Wind abgekehrte Seite des Schiffes

Kaiserlichen Konferenz vom 1. Dezember die letzte Entscheidung getroffen hatte. Um 17 Uhr 30 läuft der lang erwartete Funkspruch ein:

»X-Tag ist der 7. Dezember!«

Die Würfel sind gefallen. Nachprüfend kontrollieren die Navigationsoffiziere der Schiffe mit dem Stechzirkel die Entfernung, die den Standort der Flotte von jener Hafenbucht trennt, die auf Oahu, der Hauptinsel der Hawaii-Gruppe, westlich von Honolulu liegt und neben der auf den Seekarten Pearl Harbor als Name verzeichnet ist.

Nur die Kommandanten wissen, daß Admiral Nagumo bei Entdeckung durch den Gegner bis zu 3 Tage vor dem geplanten Angriff kehrtmachen, 2 Tage vorher nach eigenem Ermessen handeln und bei einer Entdeckung am Vortag durchhalten und angreifen soll. Am 3. Dezember ergänzt der Verband Brennstoff aus den mitgeführten Tankern. Am Abend des 6. Dezember steht die Flotte 500 Seemeilen\* nördlich von Oahu. Sie vermehrt ihre Fahrt auf 24 sm. Um diese Zeit trifft ein Funkspruch Yamamotos ein:

++ SIEG ODER UNTERGANG DES KAISERREICHES HÄNGT VON DIESER SCHLACHT AB + JEDERMANN WIRD SEINE PFLICHT BIS ZUM ÄUSSERSTEN TUN ++

Es ist das Signal, das Togo, der Sieger über die Russen bei Beginn der Schlacht von Tsushima, die den Grundstein zu Japans Seemachtstellung legte, heißen<sup>\*\*</sup> ließ.

Der Troß setzt sich ab, um einen neuen Treffpunkt anzusteuern, die Kampfgruppe dreht auf Südkurs. Dichte, schwere Regenwolken hängen in Höhen zwischen 1.500 und 2.000 m über der dunklen, mit gespenstisch leuchtenden Schaumkronen daherrollenden See. Schwer wälzen sich die Flugzeugträger von Seite zu Seite.

Auf dem Flaggschiff, dem Träger »Akagi«, wird eine Flagge

---

\* 1 Seemeile (sm) = 1852 m

\*\* Marinesprache

geheit. Verwundert heben die Offiziere auf den Brücken, die Signalmeister und Signalgästen ihre Gläser. Ein Lächeln geht über ihre Gesichter. Worte, ehrfurchtvoll geraunt, eilen von Mund zu Mund, und im Nu ist die Kunde auf allen Schiffen durch alle Decks gesprochen:

»Nagumo setzt die alte Kriegsflagge der ›Mikasa‹, des Flaggschiffs Togos aus der Tsushima-Schlacht!«

Steif weht das wetterzerzauste, rauchgeschwärzte Tuch vom Stummelmast des Trägers. Von allen Brücken sehen sie schweigend hinüber zur »Akagi«, drängen sich im letzten Schein des Tageslichts an der Reling und starren auf den rotstrahlenden Sonnenball im weißen Feld, der kurz danach von der Finsternis der Sturmnight verschlungen wird. Geschwaderführer und Kommandanten halten durch die Lautsprecher Ansprachen an die Besatzungen, geben Ziel und Aufgabe bekannt.

Die Nacht bricht schnell herein, eine immer noch stürmische, durch jagende Wolkenmassen finster und unheimlich scheinende Nacht. Mit 17 Sekundenmetern heult der Nordostpassat über die Flotte, lässt die Schiffe rollen und gewaltige Wassermengen an Deck klatschen.

Eng aufgeschlossen, abgeblendet läuft der Verband durch die Nacht, mit hoher Fahrt dem Ziel entgegen.

Admiral Nagumo, der schweigend auf der Brücke des führenden Trägers steht, lässt seinen Stab und den Flaggschiffskommandanten zu einer Sitzung bitten. Sie findet im Kartenhaus der »Akagi« statt.

»Ich habe«, beginnt der Admiral, »um 12 Uhr 25 heute mittag eine Meldung erhalten, die einzige Aufklärungsmeldung bisher.«

Er wendet sich an den Flaggleutnant: »Bitte lesen Sie vor!«

Der Angeredete öffnet seine rotlederne Aktentasche und zieht das Blatt aus einem Haufen von Meldungen, Berichten

und anderen Papieren hervor:

»Funkspruch vom U-Boot 1/72: ›Amerikanische Flotte liegt nicht auf dem Lahaina-Ankerplatz.‹«

Umständlich verstaut der junge Offizier den Funkspruch wieder in der Tasche, richtet sich auf und setzt auf einen Wink des Admirals hinzu: »Dieser Platz zwischen den Inseln Lanai, Maui und Kahulaui wird von der USA-Flotte zu Ausbildungszwecken benutzt, weil er offen und tief ist. Wir hatten die Pazifik-Flotte dort vermutet.«

Admiral Nagumo hebt die Hand.

»Ich habe mit dem Stab nach unseren friedensmäßigen Erfahrungen festzulegen versucht, welche Schiffe morgen in Pearl Harbor sein könnten. Es scheint mir klar, daß die Flotte entweder im Hafen selbst liegt oder sich in See befindet.«

Er winkt dem Stabschef, der die Spezialkarte des Inselgebiets auf dem Kartentisch ausbreitet, einen Stechzirkel ergreift und die in Frage kommenden Punkte bezeichnet:

»Die Lahaina-Reede, die uns die besten Angriffsmöglichkeiten geboten hätte, fällt also aus. Wir nehmen an, daß die Flotte des morgigen Sonntags wegen im Hafen selbst liegt, dessen Ankerplätze uns ja genau bekannt sind.«

Admiral Kasuka tritt zur Seite und läßt die hinzutretenden Offiziere Einblick in die Karte nehmen.

»Meine Beurteilung der Lage«, nimmt der Geschwaderchef wieder das Wort, »und mein Entschluß ist folgender: Der Feind steht im Gebiet von Hawaii mit 8 Schlachtschiffen, 2 Flugzeugträgern, etwa 10 Schweren und 6 Leichten Kreuzern. Wenn ich mich selbst in die Lage des Gegners versetze, muß ich annehmen, daß die Träger und die Schweren Kreuzer in See stehen. Die anderen werden im Hafen sein. Die in See befindlichen Streitkräfte werden sich, da Lahaina ausfällt, aller Wahrscheinlichkeit nach im Übungsgebiet südlich von Maui, das heißt südlich dieser und westlich der größten Insel des ganzen Gebiets, nämlich in Hawaii selbst, aufhalten.«

Nagumo legt den langen Bleistift, mit dem er auf der Karte das Seegebiet umriß, aus der Hand, wendet sich den Offizieren zu und hebt die Stimme:

»Ich werde Pearl Harbor angreifen, es sei denn, daß sich noch in der heutigen Nacht eine unvorhergesehene Änderung ergeben soll. Bis jetzt gibt es nach der Lage unserer Beobachtung des amerikanischen Funkverkehrs keine Anzeichen dafür, daß der Feind alarmiert wurde.«

\*

Der Befehlshaber weiß nicht, daß die sehr eingehende US-Funkbeobachtung sich seit langem darüber Gedanken macht, was aus 4 japanischen Trägern wurde, die gänzlich aus dem Funkbild verschwunden waren. Er weiß ebenfalls nicht, daß der japanische, für besonders geheime Nachrichten verwandte sogenannte Purpur-Code entschlüsselt wurde, so daß alle mit ihm gegebenen Funksprüche in kürzester Zeit entziffert wurden. Sie gingen unter dem Tarnnamen »Zauberei« an Präsident Roosevelt, Kriegsminister Stimson, Außenminister Hull, Marineminister Knox, den Stabschef der Armee, General Marshall, und den Stabschef der Marine, Admiral Stark. Eine der Dechiffriermaschinen stand der englischen Regierung, eine weitere dem Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte auf den Philippinen, General Mac Arthur, zur Verfügung. Mehrere Maschinen waren im Besitz verschiedener Stellen in Washington, aber keine einzige beim Oberkommando in Hawaii.

Admiral Nagumo braucht dies alles auch nicht zu wissen. Spätere Untersuchungen haben dargelegt, wie US-Admiral Theobald in seinem Buch »The final secret of Pearl Harbor (Das letzte Geheimnis von Pearl Harbor)« sagte, daß aus diesen Funksprüchen, die Tokio seinen Generalkonsul in Honolulu und Hongkong sowie dem Sonderbotschafter Kurusu in

Washington gab, sich schon früh mit Sicherheit ein Überfall auf Pearl Harbor zum 7. Dezember erwarten ließ. Weder Präsident Roosevelt noch irgendeiner der führenden Männer hielten es jedoch für angebracht, den Obersten Militärbefehlshabern von Hawaii rechtzeitig eine Warnung zukommen zu lassen. Die einzige Warnung, die durchgegeben wurde, traf Stunden nach dem erfolgten Angriff in Hawaii ein. Die Gründe dieser Unterlassung sind dunkel. Manche wollen wissen, daß sie mit dem festen Willen Roosevelts zusammenhingen, Amerika um jeden Preis in diesen Krieg zu führen. Tatsache bleibt, daß nach dem Überfall das gesamte amerikanische Volk einmütig dem Krieg zustimmte.

Der Eintritt Japans in den Krieg erklärt sich aus der wirtschaftlichen Lage des Inselreichs und den Ereignissen in den Jahren vor dem Kriegsausbruch. Beides, zusammen mit der Haltung der japanischen Führung, bewirkt den Entschluß, den Krieg mit einem Überfall auf die US-Pazifik-Flotte zu beginnen. Japan, übervölkert und rohstoffarm, war wirklich ein Land ohne Lebensraum. Es nahm 1931 die Mandschurei, die ihm Land, Lebensmittel und Stahl brachte. Den verzweifelten Versuch, im folgenden Jahr in Shanghai Fuß zu fassen, vereitelte der zähe Widerstand der Chinesen gemeinsam mit dem diplomatischen Geschick der Amerikaner.

1937 begannen die Japaner China von Norden her zu besetzen, um das Land für sich und ihre Zwecke zu benutzen. Der Krieg, viel zu gewaltig für die beschränkten Kräfte des Inselreichs, kam durch den Widerstand der Chinesen, die ungeheure Weite des Raumes und den vorher nicht vorausgesehenen Kräfteverbrauch zum Stocken. Zwar gelang es den Japanern infolge des europäischen Krieges, die Alliierten und die Franzosen zum Abstoppen der Waffenzufuhr für China zu bringen, die auf der Burma-Straße, über Hongkong und Indochina zu den chinesischen Truppen lief.

1939 kündigte Amerika jedoch die bisher gültigen Handelsverträge, leitete den Wirtschaftskrieg gegen Japan ein und verlegte den Hauptteil seiner Flotte nach Pearl Harbor.

Die Japaner erwiderten den Schlag geschickt durch ein Abkommen mit der französischen Vichy-Regierung\*, das ihnen Indochina als Sprungbrett für Unternehmungen nach dem Süden garantierte. Roosevelt stoppte sofort die Öl- und Schrottausfuhr nach Japan und ließ die japanischen Guthaben in den Staaten sperren. Das für Flotte und Luftwaffe dringend nötige Öl konnte infolgedessen nun auch nicht mehr in Malaya oder Niederländisch-Indien gekauft werden. Japan blieb jetzt nur die Wahl zwischen Unterwerfung, d. h. Räumung der eroberten Positionen in China, oder Krieg. Das Inselreich wählte, gedrängt von seinem mächtigsten Mann, dem Kriegsminister, späteren Innenminister und Premier, Führer der Nationalistischen Militärpartei, General Tojo, zum Unglück des ganzen Landes den Krieg.

Der japanische Kriegsplan, ausführbar nur durch die anfängliche Überlegenheit zur See und in der Luft im Pazifik, sah vor, in schnellem Zug die rohstoffreichen Gebiete Malaya, Burma und Niederländisch-Indien im Schutz der Flotte zu besetzen. Die damit gewonnene Stellung war über Neuguinea und den Bismarck-Archipel zu erweitern und das Ganze als Festungsgürtel mit starken Stützpunkten beschleunigt auszubauen. Hinter diesem Wall konnte dann – so schloß Japan – die hervorragend ausgebildete Flotte etwaige Angriffe der US-Streitkräfte erfolgreich zurückschlagen. Zur raschen Erledigung dieser gigantischen Aufgabe schien den Japanern die überraschende Ausschaltung der US-Pazifik-Flotte Vorbedingung.

Der Überfall auf Pearl Harbor wurde nach den gleichen Grundsätzen wie 1904 der Angriff auf die russische Flotte in

---

\* Nach der Kapitulation Frankreichs im besetzten Gebiet seit 1940 amtierende französische Regierung unter Marschall Pétain

Port Arthur geplant, befohlen und noch vor der Kriegserklärung ausgeführt. Die Sicherheit des japanischen Vormarsches zur Eroberung der Rohstoffgebiete hatte im japanischen Denken unbedingt den Vorrang der völkerrechtlichen Gepflogenheiten der westlichen Welt.

\*

Der überalterte Glattdeckszerstörer »Ward«, benannt nach dem ersten, im amerikanischen Bruderkrieg gefallenen Seeoffizier, Commander (Korvettenkapitän) James Harmon Ward, hebt und senkt sich im langen Takt der Ozeandünung. Er wurde 1918 in der Weltrekordzeit von siebzehneinhalb Tagen auf der Marinewerft Mare Island in San Franzisko gebaut. Die »Ward« hat vier dicht hinter dem Brückenaufbau stehende Schornsteine, vier 10,2-cm-Geschütze, zwei 7,6- und vier 2-cm-Flak, sechs 53,3-cm-Drillings-torpedorohre und 122 Mann Besatzung. Das Schiff macht seine erste Patrouillenfahrt draußen im Seegebiet beim Einmündungspunkt der nach Honolulu führenden Dampferwege. Der neu an Bord befohlene Kommandant ist Lieutenant (Oberleutnant z. S.) William Woodward Outerbridge.

Der Oberleutnant, ein wenig nervös, wie alle jungen Offiziere bei ihrem ersten selbständigen Kommando, geht in dieser Nacht des 6./7. Dezember 1941 ruhelos an Deck umher. Er überzeugt sich, daß alle Stationen ordnungsgemäß besetzt sind, das Deck schiffsmäßig aufgeklart ist und die See- und Ausgucksposten auf der Brücke hellwach und auf dem Kien sind. Die Lage ist gespannt, und man traut dem Frieden nicht so recht. Es ist, als ob die warme, weiche Nachtluft dieser Breiten elektrisch geladen und voller Unheil um den alten Zerstörer flösse. Nach einem Blick auf den wolkenüberzogenen Himmel, aus dem hier und dort die Sterne hervorblitzen, steigt der Oberleutnant auf die Brücke und redet den dort nach dem

Rechten sehenden Ersten Offizier an:

»Sagen Sie, Doughty, was halten Sie von der Lage? Gibt's Krieg mit den Japsen? Bißchen ungemütlich, was?«

Der Oberleutnant sieht seinen Kommandanten, der nebenbei der einzige Aktive an Bord ist, grinsend an und schnippt den Rest seiner Zigarette über die Brücke reling:

»Haben Sie die Schlagzeile im ›Star Bulletin‹ vom fünften nicht gesehen? Gestern, als wir ausliefen? Na, da stand es doch groß und breit! Ein Sprecher der japanischen Regierung glaubte, daß wir und Japan ernsthaft unsere Bemühungen fortsetzen, eine gemeinsame Formel zur friedlichen Lösung der den Pazifik betreffenden Fragen zu finden. Der Mann erklärte fernen sein tiefstes Bedauern darüber, daß unser Staatssekretär Hull zu unterstellen schiene, daß Japan eine Politik gewaltsamer Eroberung verfolge, um seinen militaristischen Despotismus auf sichere Beine zu stellen. Wie gefällt Ihnen das?«

»Hm!« meint der Kommandant, »an Land hörte ich, daß in Singapore jeglicher Landurlaub für Heer und Marine gestoppt wurde. Clark Lee, der Korrespondent der ›Associated Press‹ in Manila kabelte, daß Präsident Manuel Quezon alle nicht dringend gebrauchten Zivilisten ersucht habe, die Gefahrenzone, d. h. also die Philippinen, zu verlassen. Und wir haben noch nicht einmal mobilisiert!«

»Wird noch überlegt«, wirft der Oberleutnant ein. »So sagt jedenfalls der ›Star Bulletin‹. Gouverneur Poindexter's Stab hat bis jetzt nur Richtlinien herausgegeben. Wirklich, diese Zeitung ist erheiternd! Da heißt es: ›Neuer Friedensvermittlungsversuch in Tokio, gemeinsame Kommission, um alles glattzubügeln‹; dann wieder: ›Japans Zeitungen fordern Krieg!‹ Dazwischen meint der Sprecher einer Gruppe unserer Senatoren, die unsere Verteidigungsmaßnahmen in der Caribbean (Karibische See) besichtigten: Die US-Navy kann die japanische Flotte überall und jederzeit zusammenschlagen.«

»Könnte sein«, brummt der Kommandant, »haben Sie übrigens eine Ahnung, wo eigentlich die ganzen Eimer (Schiffe) stecken, die nicht im Hafen liegen? Ich weiß nur, daß die beiden Schweren Kreuzer ›Indianapolis‹ und unsere liebe ›Minnie‹, (›Minneapolis‹) südlich der Inselgruppe auf Patrouillenfahrt herumsausen.«

»Doch«, ergänzt der Erste Offizier, »›Pensacola‹ und ›Lady Lou‹ (›Louisville‹) fahren Geleitschutz für Truppentransporter nach Manila. Was allerdings die ›Big E‹ (›Enterprise‹), unser einziger aktiver Träger draußen im Pazifik soll, das weiß ich auch nicht. Das haben sie tatsächlich völlig geheimgehalten.«

Sie schweigen und wissen nicht, daß dieser Flugzeugträger im Augenblick mit einem Dutzend Marinefliegern und ihren Grumman »Wildcats« (Jagdflugzeugen) nach der Wake-Insel unter Bedeckung von 3 Kreuzern und Zerstörern unterwegs ist. Von ihrem Mast weht die dreigesternte Flagge des Vice Admirals William F. Halsey jr., der in der ganzen Navy, meist allerdings hinter seinem Rücken, als »Bull Halsey« oder einfach als »Old man« bekannt ist. Die Offiziere der »Ward« ahnen auch nicht, daß die Flugzeuge des Trägers in die Ereignisse, die dieser friedlichen Nacht folgen sollten, auf unangenehme Weise mit hineingerissen würden.

Es ist fast genau Mitternacht, als Outerbridge, dem auf diesem veralteten Zerstörer keine eigene Brückenkammer zur Verfügung steht, im Kartenhaus verschwindet. Er klappt das eiserne Bettgestell, das samt Matratze über dem Kartentisch in die Wand eingebaut ist, herab und schwingt sich angezogen hinein.

Die »Ward«, zwei von ihren vier Kesseln unter Dampf, läuft immer noch ihre 3 Seemeilen lange achtförmige Schleife. 20 Seemeilen kann sie auf Kraft mit zwei Kesseln herauskriegen. Langsam sich wiegend, schäumendes Kielwasser hinterm Heck, steuert der Zerstörer dahin. Nichts ist in Sicht. Irgendwo, unsichtbar in der Finsternis steht der Minensucher »Condor«

mit einer kleinen Minensuchgruppe.

2 Minuten vor 4 Uhr betritt der Oberdeckoffizier L. F. Platt das Kartenhaus. Als er nach dem Schließen der Tür das Licht einschaltet, fährt der Kommandant hoch.

»Blinkspruch vom Minensucher ›Condor‹‹, meldet Platt:  
»Habe westlich meines Suchgebiets in Dunkelheit verdächtiges Objekt ausgemacht. Muß U-Boot gewesen sein!«

»Alarm!« befiehlt Outerbridge. »Klarschiff!«

Während der Gong den Befehl durch den Zerstörer dröhnt und die Alarmklingeln schrillen, saust der Oberleutnant auf die Brücke. Das ganze Schiff wird plötzlich lebendig. Geschützmannschaften rasen an Deck, Munitionsmänner taumeln nach unten in die Munitionskammern und an ihre Aufzüge. Wasserdichte Schottüren knallen zu und werden mit schweren Vorreibern gesichert. Erste-Hilfe-Päckchen werden herbeigeschafft und an den wichtigsten Gefechtsstationen, wo sie gebraucht werden könnten, klargelegt.

Noch während des Alarms stürzt der Erste Offizier auf die Brücke. »Was ist los, Captain?«

Outerbridge, der »Äußerste Kraft« befohlen hatte und dem Rudergänger den Kurs auf »Condor« angab, erklärt hastig die Lage. Der Zerstörer braust mit aller Fahrt, die er seinen zwei in Betrieb befindlichen Kesseln entlocken kann, durch die Nacht. Alle Decksmannschaften halten Ausguck, während die »Ward« ein weites Seegebiet fast eine Stunde lang mit wechselnden Kursen absucht. Vergebens. Das Horchgerät bekommt keinen Kontakt. Von Deck ist weder ein verdächtiges Fahrzeug noch irgendein Objekt auf der dunklen, ruhelos wogenden See zu finden. Der Kommandant schlägt mit der Faust auf die Reling:

»So ein Mist! Ich laufe zu ›Condor‹ zurück, muß mir noch einmal die genaue Peilung geben lassen, die er von diesem angeblichen U-Boot nahm, Kurs, Fahrt und all das! Hart Steuerbord! Beide Maschinen Umdrehungen für 20 Meilen!«

Das schmale Schiff dreht an, wird von einer anrollenden See zur Seite geschoben, wälzt sich durch das harte Ruderlegen fast schraubenförmig durchs Wasser, holt mächtig über und nimmt Kurs auf den Minensucher.

»TBS anstellen!« TBS (talk between ships = Funkspiegelgerät zwischen Schiffen in See) wird eingeschaltet, und der Kommandant selbst nimmt, als der Schatten der »Condor« in Sicht kommt, das Telefon auf:

»Hier Kommandant ›Ward‹! Bitte ungefähren Abstand und Kurs des U-Bootes, das Sie sichteten!«

Leicht quäkend tönt die Stimme des »Condor«-Kommandanten aus dem Hörer: »Kurs ungefähr der gleiche, dem wir zur Zeit anlagen: 20 Grad Magnetkompaßkurs, etwa 1.000 Yards (1 Yard = 0,91 m) vor der Einfahrt.«

»Können Sie irgendwelche näheren Informationen über das U-Boot geben?«

»Keine näheren Angaben!« Unwillig schüttelt Outerbridge den Kopf.

»Zu welcher ungefähren Zeit sichteten Sie das Boot zum letzten Male?«

»Etwa 3 Uhr 50. Das Boot steuerte offensichtlich die Einfahrt an.« Der Kommandant hängt den Hörer an den Haken und stößt seinen Ersten Offizier in die Rippen.

»Menschenskind, wenn diese Vögel auf ›Condor‹ wirklich etwas gesehen haben, dann ist dieses Etwas bestimmt nicht mehr hier draußen! Lassen Sie den Klarschiffszustand zurückmachen, Kriegswache aufziehen und besonders scharfen Ausguck halten.«

Der Bootsmann, der in Erwartung von Befehlen während der ganzen Zeit wie ein treuer Hund seinem Kommandanten folgte, gibt den Befehl weiter und schickt die Kriegsfreiwache auf ihre Schlafplätze. Der Erste Offizier entschwindet unter Deck in seine Koje, und Outerbridge kehrt zu seinem Kartenhaus-Bettgestell zurück. Oberdeckoffizier Platt übergibt die Wache

an Oberleutnant O. W. Goepner, einen jungen Chikagoer, der in die Marinereserve über die Marine ROTC-Abteilung der Northwestern Universität eintrat. Er ist der Artillerieoffizier der »Ward«. Die Kriegswache, immerhin aufgemöbelt durch die Meldung der »Condor« und die vergebliche Suche, hält scharfen Ausguck. Nichts ist auszumachen.

Matrose H. F. Gearin, der Quartiermeister, dem das Signalwesen und die Schiffsinstrumente unterstehen, verzicht spöttisch den Mund.

»Haben Gespenster gesehen, diese Brüder von der Minensuche!« Aber um 6 Uhr 40 reckt der Rudergänger, Matrose H. E. Raenbig den Kopf: Eine Zeitlang starrt er nach Backbord, wo der 5.050 t große Transporter »Antares« in einer Entfernung von rund einer Seemeile im Südwesten in Sicht gekommen ist. Der Dampfer dient als Scheibenschlepper und hat an einer auf 100 Yards gekürzten Schleppleine eine der großen Flottenscheiben im Schlepp. Er hält auf die Einfahrt von Pearl Harbor zu. Raenbig stößt den Älteren aufgeregt an: »Paß auf, Mensch! Drüben die ›Antares‹, hast du sie? Da schwimmt doch ein schwarzer Gegenstand im Richtung Mitte zwischen Schiff und Scheibe?«

Gearin, der das Objekt sofort im Glas hat, wirft nur einen kurzen Blick darauf und meldet dem Wachhabenden, Oberleutnant Goepner, das Beobachtete. So kommt es, daß der Kommandant zum zweiten Male geweckt wird.

Der Wachhabende steckt den Kopf zur Kartenhaustür hinein. »Auf die Brücke, Captain! Schnell auf die Brücke!«

Der Kommandant flucht leise vor sich hin, als er schlaftrunken seine Füße an Deck schwingt.

»Verdächtiger Gegenstand in Sicht, Captain!« ruft der AO (Artillerieoffizier). »Macht Fahrt!«

Outerbridge schnappt seinen bunten japanischen Kimono und das Nachtwalze vom Wandhaken und unterdrückt die Bemerkung, die er über viel zu übereifrige junge Reserve-

offiziere auf der Zunge hat. Mit zwei Sätzen steht er auf der Brücke und folgt mit den Augen dem weisenden Arm des Wachoffiziers. In einiger Entfernung erkennt er die »Antares« mit ihrem schwerfälligen Scheibenfloß. Zwischen beiden treibt sich tatsächlich ein Gegenstand herum, der nicht dorthin gehört.

»Wir haben das Ding schon einige Zeit beobachtet«, erklärt Goepner, »und wir glauben, daß es eigene Fahrt macht. Es kam zuerst in dem Augenblick in Sicht, als wir mit ›Antares‹ auf gleicher Höhe lagen. Ich habe kehrtmachen lassen, um näher herangehen zu können.« Der Kommandant nickt kurz. »Klarschiff zum Gefecht! Los dafür!«

Ein einziger Blick auf den verdächtigen Gegenstand hat ihm gezeigt, daß es der Turm eines U-Bootes sein muß, und er erinnert sich im gleichen Augenblick, daß keines der ihm hinlänglich bekannten amerikanischen U-Boote draußen ist. Noch in das Schrillen der Alarmklingeln platzt ein Blinkspruch des Transporters: »

»Habe Verdacht, von irgend jemand verfolgt zu werden!« Blitzschnell fährt dem Oberleutnant ein Gedanke durch den Kopf: »Wenn dieses dunkelgraue Etwas da drüben nun doch zu einem eigenen U-Boot gehört? Wenn ich Feuer eröffne und versenke das Boot, und hinterher stellt sich heraus, daß es ein eigenes war? Was dann?«

Aber es ist nur der Bruchteil einer Sekunde, in der dieser junge Kommandant den Gedanken verfolgt und sofort verwirft. Er reißt selbst die Hebel der Maschinentelegrafien auf »Äußerste Kraft voraus«, schreit dem Mann am Ruder sein »Hart Steuerbord, U-Boot recht \* voraus nehmen!« zu und hebt das Doppelglas vor die Augen. Ohne es abzusetzen, gibt er den nächsten Befehl: »Geschütze laden! Klar zum Feuereröffnen!«

Schon treffen von den Geschützen die Klarmeldungen über die Artillerie-Befehlsübermittlungsanlage ein.

---

\* Marinesprache

»Klar zum Wasserbomben werfen!« ruft Outerbridge und dreht sich zu Goepner um: »Feuererlaubnis, sobald Sie klar sind!«

Inzwischen hat der Kommandant den Kurs des Zerstörers um wenige Grade ändern lassen, so daß ein Zusammenstoß mit dem U-Boot eben noch vermieden werden kann. Mit hoher Bugsee, »einen weißen Knochen im Maul«, stürmt die »Ward« auf ihr Ziel los. Plötzlich röhrt dumpfes Motorengedröhnen unter der niedrigen Wolkendecke. Die Männer an den Geschützen sehen hinauf. Ein Marineaufklärungsflugzeug, rückkehrend von einem langen Erkundungsflug, ist herbeigeeilt. Es schlägt Kreise über dem U-Boot, dessen Turm unbegreiflicherweise immer noch in Sicht ist. Der Flieger wirft eine Rauchbombe, um dem Zerstörer den Standort des U-Bootes zu bezeichnen. Es ist bemerkenswert, daß in der Verwirrung der nächsten Stunden zuerst angenommen wurde, das Flugzeug habe das U-Boot versenkt! Fern im Osten, weit hinter dem wirbelnden Schaum der Hecksee, steigt der erste Schein der Dämmerung über Oahu und Molokai herauf. Es ist 6 Uhr 45.

Näher und näher rückt die Silhouette des U-Boot-Turms. Ihr Abstand vom Zerstörer beträgt jetzt ungefähr 100 Yards. Die Männer an den Geschützen stehen breitbeinig da, mit den Hüften die Bewegungen des stark schlingernden Zerstörers auffangend. Mit entsicherten Verschlüssen warten sie auf den Feuerbefehl. Alle an Bord wissen, wenn dies wirklich ein U-Boot sein sollte, dürfen sie feuern. Der Befehl, U-Boote im sog. Defensivgebiet, einem genau bezeichneten Seeraum vor dem Kriegshafen, anzugreifen, und zwar mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, Artillerie- und Wasserbomben, war zusammen mit dem Befehl zum Absuchen des gleichen Gebietes und zum Legen der Hafen-Netzsperre vor einigen Tagen ergangen.

»Feuer eröffnen!«

Braungelber Pulverrauch zieht über das Vorschiff, streicht

seitlich an der Brücke vorbei, und schon poltert die leergeschossene Kartusche an Deck, wird die nächst Granate ins Rohr geworfen und der Verschluß mit hellem Klacken geschlossen. Der erste Schuß des Pazifik-Krieges ist abgefeuert!

Hart über den oberen Rand des U-Boot-Turms heult die Granate hinweg, schlägt auf die See und riccochetiert (trifft mehrere Male aufs Wasser) in langen Sprüngen, ehe sie endgültig im Wasser verschwindet. Der Kommandant, der das Glas nicht abgesetzt hat, erkennt, daß dieses U-Boot tatsächlich ein geheimnisvolles Fahrzeug sein muß: ein Zwerg, dessen winziger Turm eigentlich nur ein Ziel für Scharfschützen sein kann. Leicht abdrehend gibt Outerbridge nun den anderen Geschützen die Möglichkeit, mitzufeuern. Bootsmannsmaat Russel H. Knapp, Geschützführer des weiter achtern seitlich zwischen dem zweiten und dritten Schornstein stehenden Geschützes, schwenkt die Kanone auf das Ziel. Dann eröffnet das III. Geschütz ebenfalls das Feuer. Der Kommandant weiß, daß die Entfernungsmesser des Zerstörers ein Ziel unter 600 Yard Entfernung nicht mehr messen können. Es muß »geschützweise« geschossen werden, d. h. mit direktem Schuß, sowie die Geschützführer das Ziel in ihren Fernrohren haben. Die Entfernung beträgt nun etwa 75 Yards.

Kaum ist der helle Krach des zweiten Schusses verhallt, als lautes Kreischen unmittelbar nach dem Abschuß herübergellt und beobachtet wird, daß die Granate den Turm getroffen hat. Raenbig, der Rudergänger, der gleiche Mann, der als erster den Feind sichtete, hat einen so guten Überblick, daß er sogar das Glitzern im Sehrohrglas des U-Bootes erkennt. Er sieht deutlich, daß die Granate ein Loch in den Fuß des U-Bootsturms stanzt.

Später, als man an den Strand gespülte japanische Kleinst-U-Boote näher untersuchte, wurde festgestellt, daß bei ihnen zwischen Turm und Bootskörper kein Luk eingebaut war. Ein

durchschlagender Treffer am Turm bedeutete einwandfrei die Versenkung.

Als der Zerstörer das Kielwasser des endlich tauchenden U-Bootes kreuzt, springt der Kommandant der »Ward« an die Lautsprecheranlage. »Wasserbomben werfen!«

Auf den von der hohen Fahrt vibrierenden Eisenplatten des Achterschiffs steht der älteste Torpedomaat, W. C. Maskzawitz, mit seinen Männern bei den Wasserbomben. In fliegender Eile stellt er die Zündpistolen so ein, daß die Bomben beim tauchenden Boot während verschiedener, schnell geschätzter Tauchtiefen seines Manövers zur Detonation kommen müssen. Bis zur Brücke schrillen nacheinander vier helle Pfiffe. Bei jedem Pfiff der Batteriepfeife rollt einer der »Ascheimer« über Bord und klatscht ins Wasser. Das Manöver wird minutiös nach der Stoppuhr ausgeführt. Später befragt, äußert sich der Torpedomaat folgendermaßen:

»Die erste Bombe droppte ich, als das U-Boot gerade zu tauchen begann. Die zweite war schon im Wasser, als die erste detonierte. Meiner Ansicht nach marschierte der Vogel direkt in unsere erste Bombe hinein!«

Kein Mensch an Deck hegt den geringsten Zweifel, daß das U-Boot tödlich getroffen und versenkt ist.

Der Kommandant trägt die Zeit im Logbuch ein: 6 Uhr 51. Er macht einen Funkspruch nach Pearl Harbor:

++ HABE WASSERBOMBEN AUF U-BOOT GEWORFEN  
– DAS IM DEFENSIVGEBIET OPERIERTE ++

Dann fällt dem Oberleutnant ein, daß dieser Funkspruch doch wohl nicht dramatisch genug für ein so erstaunliches Ereignis sei, und er läßt zwei Minuten nach dem ersten einen weiteren Funkspruch folgen:

++ HABE EIN U-BOOT – DAS IM DEFENSIVGEBIET  
OPERIERTE – ANGEGRIFFEN – UNTER FEUER  
GENOMMEN UND MIT WASSERBOMBEN BEWORFEN  
++

Der Kommandant läßt ein paar Minuten verstrecken, dann fragt er bei der Marinefunkstation an, um sicherzustellen, daß seine Meldung empfangen und verstanden ist. Worauf der wachhabende Funker von Bishop's Point gleichmütig sein Verstandenzeichen gibt.

Jetzt, nachdem ein U-Boot gesichtet, ein zweites versenkt wurde, muß das ganze verdächtige Seegebiet vor der Einfahrt erneut methodisch und sorgfältig abgesucht werden. Kaum hat die Suche begonnen, als im Schein der gerade aufgehenden Sonne ein Fischerfahrzeug gesichtet wird, das in einem für Zivilfahrzeuge verbotenen Gebiet fährt. Es hat große, rotbraune Mattensegel und ist typisch chinesischer Bauart. Hinter dem hochragenden breiten Heck quirlt Schraubenwasser. »Sampan mit Hilfsmotor«, meldet der Wachhabende, »anscheinend aus Honolulu ausgelaufen!«

»Nichts wie hin!« befiehlt Outerbridge. »Längsseit gehen, untersuchen!« Kaum hat der Zerstörer auf den neuen Kurs gedreht, als das fremde Boot, mit der Fahrt hochgehend, zu entkommen trachtet. Ein US-Küstenwachboot, das in der Nähe steht und den merkwürdigen Segler ebenfalls gesehen hat, beteiligt sich sofort an der Verfolgung. Beide Kriegsfahrzeuge halten mit hoher Fahrt auf den Chinesen zu.

Der Zerstörer rauscht bald beim Fischerboot längsseit. Drei Japaner stehen lächelnd an der Reling. Zwei halten ihre Hände hoch, der dritte schwenkt eifrig eine weiße Flagge. Outerbridge erklärt das Boot als Prise, übergibt es dem Küstenwachfahrzeug und stürmt wieder davon. Die Jagd nach feindlichen U-Booten, die sich im Seegebiet vor der Hafeneinfahrt herumtreiben könnten, wird fortgesetzt. Sobald das Horchgerät verdächtige Töne meldet, rollen Wasserbomben übers Heck und lassen unter weithin hallendem Donner ihre weißen Fontänen aus der blauen See wuchten.

Der Kommandant sieht dem Küstenwachschiff nach, das mit dem Sampan im Schlepp der Einfahrt von Pearl Harbor

zustrebt. Gerade denkt er darüber nach, wie schön diese smaragdgrünen, an ihrem Fuß bewaldeten Berghänge von Oahu über der im Sonnenschein tiefblau funkeln den See mit ihren Schaumreihen weißer Brecher stehen, als der Ausruf eines Ausgucks ihn jäh herumfahren lässt.

»Flugzeuge über Pearl! Viele Flugzeuge!« Der Oberleutnant sieht durchs Glas: »Tatsächlich! Sehen Sie sich das an, Doughty!«

»Unsere kriegsmäßigen Manöver sind ja in letzter Zeit verdammt realistisch gewesen, Captain, aber dies ist wirklich allerhand!«

Eine Sekunde später lecken urplötzlich hohe Flammensäulen den Himmel, schwarzbraune Rauchstämme steigen über dem ganzen Kriegshafengebiet auf, verbreitern sich, und Sekunden danach schwingen die Erschütterungen gewaltiger Explosionen über die See.

»Das ist keine Übung, das sind die Japaner!« ruft der Kommandant. »An die Geschütze! Flak besetzen! Klarschiff!«

Im Nu ist die Besatzung auf Gefechtsstationen. Über dem Schleppzug des Küstenwachschiffes sehen sie einen Sturzkampfbomber mit unheimlicher Fahrt herabsausen. Jetzt dreht er kreischend wieder hoch, und Outerbridge beobachtet, wie ein dunkler, zylindrischer Körper aus dem Flugzeugrumpf torkelt, in flachem Bogen auf das Wachschiff zusteuert und hinter dem Sampanheck in die aufgischende See fährt. Holztrümmer wirbeln durch die Luft: die Bombe hatte das Beiboot, das der Sampan an der Heckleine mitschleppte, getroffen und zerschlagen. Steil steigt das Flugzeug, von den Decksmannschaften des Zerstörers mit grimmigen Gesichtern verfolgt, wieder hoch. Was sie alle mit Entsetzen, Wut und ohnmächtigem Zorn anstarren, sind die blutroten Sonnen im weißen Feld, die von den Tragflächen leuchten.

Bei beginnender Dämmerung steht der US-Träger

»Enterprise«, dessen geheimnisvolle Aufgabe in der vergangenen Nacht Gesprächsstoff auf der Brücke der »Ward« gewesen war, etwa 200 Seemeilen von Pearl Harbor entfernt. Er hat seine zwölf eingeschifft gewesenen Marineflieger auf der Wake-Insel abgesetzt und befindet sich auf dem Rückmarsch.

Den Aufklärungsfliegern der an Bord befindlichen 8. Aufklärungsstaffel war befohlen, scharfen Ausguck nach jedem fremden Flugzeug oder Fahrzeug zu halten, das die Unternehmung beobachten und melden könnte. Außerdem war bereits Befehl gegeben, jedes feindliche U-Boot unverzüglich anzugreifen.

Oberdeckoffizier John H. L. Vogt unternahm mit einigen anderen einen der üblichen täglichen Aufklärungsflüge. An Bord zurückgekehrt, meldete er, daß er, am äußersten Punkt des ihm zugewiesenen Streifens angelangt, einen starken Flottenverband in Sicht bekommen hätte. Da es sehr dunstig gewesen sei und seine Brennstoftanks nahezu leer gewesen wären, hätte er leider nicht näher herangehen und genauer beobachten können.

Später wurde festgestellt, daß Vogt weder den zum Überfall auf Pearl Harbor steuernden noch irgendeinen andern japanischen Verband hätte in Sicht bekommen können. Die Kurse der zu dieser Zeit in See befindlichen japanischen Streitkräfte und Truppentransporte lagen weit außerhalb des vom Oberdeckoffizier abgeflogenen Suchstreifens. Da die »Enterprise« unter völliger Funkstille fuhr und strikten Befehl hatte, alles zu vermeiden, was zu ihrer Entdeckung durch den Gegner führen könnte, waren weder der Admiral noch der Kommandant imstande, einen Funkspruch über die an sich irrtümliche Meldung in die Welt zu setzen.

Ein unheimliches Schicksal ließ den gleichen Flugzeugführer in der Morgendämmerung des 7. Dezember zusammen mit anderen Fliegern der Scouting Eight (8. Aufklärungsstaffel)

zum Flug nach Ford Island, der mitten im Kriegshafen liegenden Insel starten. Sie alle ahnten nicht, daß 275 Seemeilen entfernt japanische Flugzeugeschwader zur fast gleichen Zeit die Decks ihrer Träger verließen.

Die auf der »Enterprise« zurückbleibenden Funker, die ahnungslos die Landemeldungen der gestarteten Bordflugzeuge erwarten, trauen ihren Ohren nicht, als plötzlich die Stimme des Oberdeckoffiziers Manuel Gonzalez vom 6. US-Bombergeschwader aus dem Gerät dröhnt. Es ist eine erregte Stimme, die einen Satz mehrfach wiederholt, den die abhörenden Funker zunächst nicht begreifen: »Nicht schießen! Dies ist ein amerikanisches Flugzeug! Nicht schießen!«

Es ist das letzte, was sie von Gonzalez vernehmen, der ebenso wie Vogt abgeschossen wird und fällt. Die am Morgen gestarteten Flieger der »Enterprise« gerieten in eine der angreifenden japanischen Wellen und in die verzweifelte Abwehr der eigenen Schiffe und Küstenflak. Elf US-Flugzeuge wurden abgeschossen. Neun Flugzeugführer und drei Bordschützen fielen.

\*

Am Morgen des 7. Dezember läßt Admiral Nagumo um 5 Uhr 30 je ein Aufklärungsflugzeug von den Kreuzern »Chikuma« und »Tone« nach Pearl Harbor starten. Der Verband setzt den Kriegsmarsch fort und steht gegen 6 Uhr 275 Seemeilen nördlich von Oahu. Ein Signal der »Akagi« läßt die Träger in den Wind drehen.

Fast scheint es, als sei das Wetter wieder schlimmer, der Sturm stärker, die See größer geworden. Die schweren Flugzeugträger drehen heftig schlingernd gegen die See, bis sie mit dem Bug auf dem Wind liegen. Hoch stieben wehende Gischtschleier herandonnernder Brecher zu beiden Seiten der Vorschiffe auf, fliegen neben den Startbahnen nach achtern

und lassen sie naß im unbestimmten Zwielicht der Morgendämmerung glänzen. Auf den Flugdecks stehen Flugzeugbesatzungen und Flugzeuge bereit.

Unter brausenden »Banzai«-Rufen der Zurückbleibenden verläßt ein Flugzeug nach dem andern das Startdeck und hebt sich in die Lüfte. Der »schwirrende Pfeil« verläßt die Bogensehne.

Es ist 6 Uhr 15, als die erste Welle von 183 Jägern, Bombern und Torpedoflugzeugen mit der Selbstverständlichkeit von Seemöwen davonfliegt. Geleitet von den Signallichtern der Führerflugzeuge, nehmen sie Formation ein und steuern nach einer weiten Runde über den Schiffen ihren Kurs auf Oahu. Eine Zeitlang überdröhnen die Motoren selbst das Heulen des Nordostpassats, und die auf den Decks der Träger stehenden Besatzungen sehen, wie diese Wolke von schwarzen, schnell kleiner werdenden Körpern steigt und steigt. Bald haben sie den unteren Rand der tief hängenden Decke erreicht, nun sind sie im Schiefergrau der eilend dahinjagenden regenschweren Wolken verschwunden.

Der Tyusa Mitsuo Fuchida führt. Er ist Seemann und Flieger zugleich. Auf See hat er den größten Teil seines Lebens zugebracht, auf den dunkelgrauen Kriegsschiffen, zuletzt auf den Trägern, die nun tief unten dem Blick entschwindend, einen neuen Kurs über die dunklen Wogen laufen. In hundert Flugzeugen hat er gesessen, als Beobachter, als Bombenschütze, am Steuerknüppel als Flugzeugführer, als Geschwaderchef, er, der nun die ungeheure Verantwortung des Gelingens trägt. Gedanken rasen durch seinen Kopf, Fragen des Seemanns, Überlegungen des Fliegers. War der Abgangsort genau? Mehrere Tage lang blieb es wegen des Sturmwegters unmöglich, den Schiffsort durch Gestirnbeobachtungen einwandfrei festzulegen. Ist der Kurs, den er befohlen hat, richtig? Führt er, Sturm und Abdrift einbeziehend, auch sicher über Oahu? Wird der Sturm, der sich

bemüht, den Schiffsverband seitlich abzutreiben, hier oben über der dicken Decke, die sie gerade durchstoßen, stärker sein? Wird er eine neue Verbesserung des Kurses nötig machen, oder kann man durchhalten auf dem jetzigen Kurs? Es ist zermürbend, eine Luftflotte zu führen und fast 200 Maschinen, bomben- und torpedobeladen, ohne Sicht nach unten allein nach den Blindflugapparaten steuernd und eine lange Strecke ohne Erdsicht fliegend, über das Ziel zu bringen. Die Japaner, gewöhnt, endlose Seestrecken im Flugzeug zu überwinden, kennen das Gefühl. Aber heute, an diesem 7. Dezember, kommt es darauf an, daß Kurs und, Geschwindigkeit richtig sind, die Flugformation peinlich genau eingehalten und das Ziel erreicht wird.

Kurz wendet der Fregattenkapitän den Kopf. Unter seinem unmittelbaren Befehl stehen 49 Bomber. Ungefähr 500 m rechts und etwas unter dem Führerflugzeug fliegen 60 Torpedoflugzeuge, 200 m direkt unter ihm stehen 51 Sturzkampfbomber. 43 Jäger haben die Deckung dieser ersten Welle übernommen. Stolz erfüllt das Herz Fuchidas. Unter ihm schweben, unmerklich leicht, fast gleichmäßig in der Höhe schwankend, die anderen, die Kameraden, die Männer, die er nun im ersten wichtigen Einsatz dieses Krieges zu führen hat: die japanischen Adler, die ihm, dem erfahrenen Seemann und Führer vertrauen.

In und über dicken Wolken fliegen sie in 2.000 m Höhe dem im Osten grauenden Tag entgegen. Rückenwind hilft.

Es ist 7 Uhr. Unter ihnen jagt die Wolkendecke vor dem Sturm. Ein wallendes, von der aufgehenden Sonne bestrahlt, wogendes Meer.

Mit unbewegtem Gesicht blickt der Fregattenkapitän auf das Wolkenmeer. Wird die Decke aufreißen? Das könnte gefährlich werden. Die Amerikaner haben ihre Beobachtungsstationen auf den Inseln der Hawaii-Gruppe. Von den Bergen Oahu kann der Blick eines aufmerksamen Beobachters 30-60

Seemeilen weit die anfliegenden Japaner ausmachen, sie melden und den Kriegshafen alarmieren. Der Erfolg, das Überraschungsmoment des Überfalls, kann vereitelt, im Aufblitzen der amerikanischen Flak jäh in eine Niederlage verwandelt werden, ehe noch die erste Gruppe zum Angriff kommt. Stumm sieht der Offizier auf die Armaturen. Rein mechanisch lesen seine Augen die Zahlen, verfolgen die leise zitternden Zeiger der Instrumente und gleiten doch immer wieder seitwärts und abwärts zu den Wolken. Eine Ewigkeit dünkt ihn die Zeit. Unendlich langsam kriecht der Uhrzeiger der Borduhr über das Zifferblatt, während die starken Motoren, unabänderlich wie das Schicksal selbst, in rasendem Takt den Verband vorwärtsreißen.

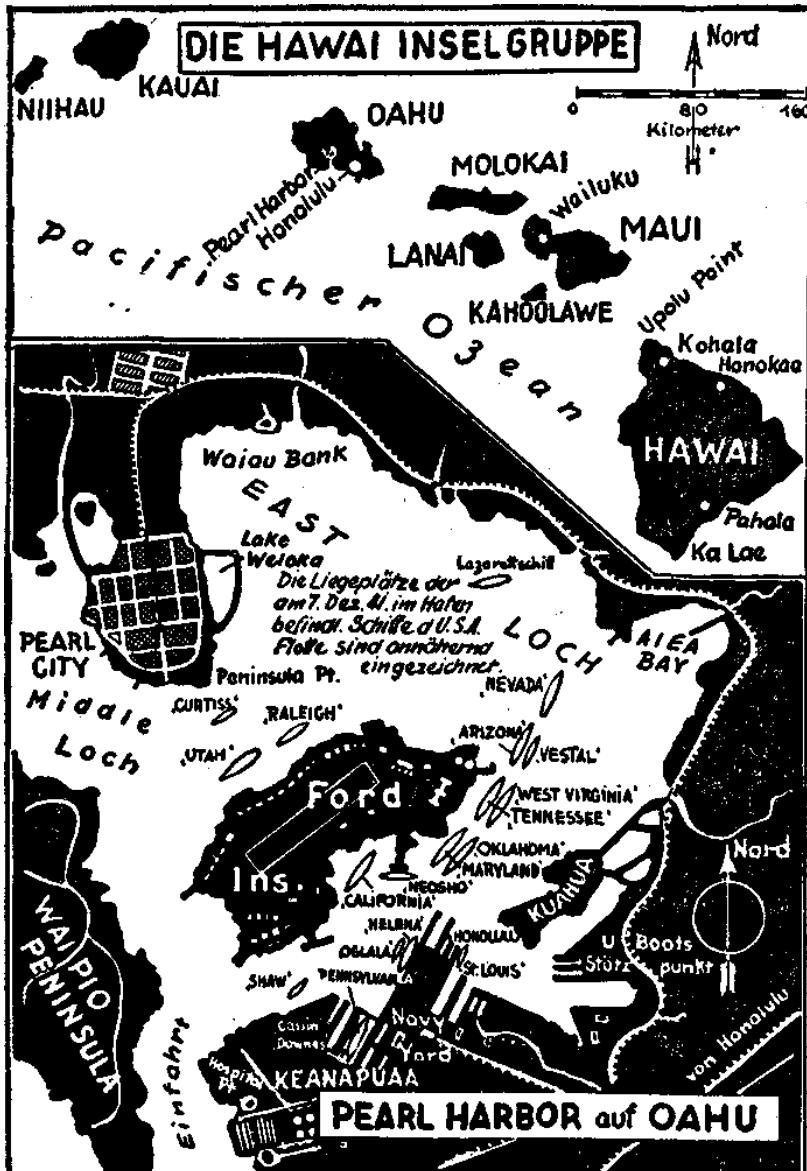
»Ich habe keinen Maßstab für die Abdrift«, murmelt Fuchida und stellt im Radiorichtsender die Station Honolulu ein. Leichte Musik tönt auf, gerade laut genug, um durch Drehung der Antenne die genaue Richtung aus der sie kommt, festzustellen. Der Fregattenkapitän nickt und läßt den Kurs des Verbandes, der um 5 Grad verbessert werden muß, korrigieren. Dann beugt er sich vor und stellt das Radiogerät noch feiner ein. Neben der Musik dringt ein Wetterbericht an seine aufmerksam lauschenden Ohren:

»Durchschnittlich bewölkt mit Wolken meist über den Bergen. Untere Wolkenhöhe 1.150 m. Gute Sicht. Nordwind 10 Seemeilen.«

Er gibt seiner Besatzung den Bericht bekannt und fügt hinzu: »Ein unerhörter Glücksfall! Eine günstigere Wetterlage als diese kann es für uns nicht geben!«

Von den beiden am frühen Morgen gestarteten Aufklärungsflugzeugen der Schweren Kreuzer ist noch keine Meldung eingelaufen. Fuchida, dem die Wahl der Angriffsart vom Admiral überlassen wurde, entschließt sich auf Grund des Wetterberichts schnell:

»Überraschungsangriff! Schwarzen Drachen feuern!«



Das ist das für die betreffende Angriffsordnung vorgesehene Signal, das um 7 Uhr 40 mit der Leuchtpistole geschossen wird. Die Sturzbomber steigen auf 4.000 m Höhe, die Torpedoflugzeuge gehen auf nahezu Seehöhe nieder, und die Bomber verziehen sich gerade unter die Wolkendecke. Zur gleichen Zeit kommt die Meldung eines der Aufklärungsflugzeuge über die Position von zehn feindlichen Schlachtschiffen, einen Schweren Kreuzer und zehn Leichten Kreuzern im Hafen durch.

Noch einmal sieht der Tyusa kurz auf die Karte, die Seekarte mit den Eintragungen, dem Hafen, den amerikanischen Schiffen, die, nach den letzten Nachrichten eingezeichnet, rings um die Insel im Hafen an ihren Bojen liegen sollen. Wie hieß die Insel doch? Fordinsel!

Der Himmel klart auf, Pearl Harbor, haargenau vor dem Verband liegend, wird sichtbar. Erleichtert atmet der Fregattenkapitän auf. Wie auf einer Reliefkarte, im Smaragdgrün seiner Berge, umgeben von einer tiefblauen, am Strand weißschäumenden See, liegt die Insel Oahu wie ein Traumland vor der Führermaschine. Da ist Honolulu, die Hauptstadt mit ihrem Hafen, der weißen Anlegestelle der großen Liniendampfer, da ist der weißschimmernde Aloha-Turm bei der Riesenpier. Davor, dicht vor Pearl Harbor, die von rotbraunem totem Gestein umgebenen Trichter erloschener Krater, von grünen Waldstücken gefüllt, rot und schokoladenbraun an den Rändern. Und hier, rechts von Honolulu, weit hinter dem Kranz der Brecher, die das Vorland umtoben, mit langer Einfahrtsstraße, geschützt, versteckt, der Kriegshafen selbst, Pearl Harbor, das Ziel!

Im Bruchteil einer Sekunde erfaßt der Tyusa alles, weil er diesen Hafen, das Inselstück auf der Karte, sich tausendmal vorher einprägte, bis er jeden Vorsprung, jedes Hafenbecken, Fahrwasserzeichen, alle Festmachebojen und Anlegestellen malen und ihre fremdklingenden Namen hätte einzeichnen

können. Da sind die Buchten: Waiau Bank, East Loch, Alea Bay, Southeast Loch, Middle Loch, hier die Stadtteil- und Ortsbezeichnungen: Pearl City, Kalauao, Aiea, Halawa, Kuahua, Puuloa, Keanapuaa, Ford Island. Der Seemann Fuchida muß lächeln. Nie hätte er diesen Augenblick bei der gespannten Lage auf engstem Raum wie eine Herde zusammengedrängter Kriegsschiffe zu erleben gehofft. Da liegt u. a. ein Verband westlich der Ford-Insel: acht Schwere Schlachtschiffe auf einem Raum von nicht ganz zwei Kilometer Länge!

Kurz darauf gibt er dem Bordfunker die entscheidende Order:

»Befehl zum Angriff an alle!«

Offen sendet der Funker den Spruch hinaus. Es ist 7 Uhr 49.

Abdrehen und die Insel umfliegend, greifen Bomber und Torpedoflieger die im Hafen liegende Pazifikflotte von Süden her an, während Jäger und Stukas sich auf die Hauptflugplätze Oahu mit Bordwaffen und Bomben stürzen.

In kürzester Zeit ist die Hölle los. In dem brennenden, rauchüberwölkten Kriegshafen sinken Schiffe, andere, mit schwerer Schlagseite nahe vorm Kentern, kämpfen verzweifelt; von den in den Trockendocks und an den Piers liegenden Leichten Kreuzern und Zerstörern bellt wütendes Flakfeuer. Öl, das aus den vor Torpedos aufgerissenen Schiffsseiten strömt, überdeckt die Wasserarme des Hafens und das Gebiet um die Ford-Insel mit einem zähflüssigen Überzug. Zwischen den Laufbahnen japanischer Torpedos treiben zerschmetterte Wrackteile, Holzstücke, Flöße, Boote und um ihr Leben schwimmende Menschen. Flammen zucken durch schwarzen Rauch, laufen über Decks und Aufbauten, schlagen aus dem Innern der gewaltigen Stahlleiber der Schlachtschiffe. Weißer Wasserdampf zersprengter Rohrleitungen zischt, und in das ununterbrochene Bellen und Krachen der Abwehrgeschütze donnern die Aufschläge der Bomben, die Detonationen der

Torpedos, gellt das Kreischen umhersurrender Sprengstücke.

Aus durchlöcherten, brennenden Flughallen des Hickam Air Fields bricht Feuer, und die zum Schutz gegen Sabotage dicht zusammengestellten amerikanischen Großflugzeuge sind im Nu zerfetzt, durchsiebt und in Brand gesetzt.

Obwohl der Angriff völlig überraschend kam, beginnt das amerikanische Abwehrfeuer schon weniger als 5 Minuten nach dem Fallen der ersten Bomben. Es steigert sich, vor allem von den Schlachtschiffen, von Minute zu Minute. Vergebens! Über dem schweren Rauchschleier, der das ganze Hafengebiet weithin kenntlich macht, erscheint schon nach 45 Minuten, um 8 Uhr 45, die zweite japanische Angriffswelle mit 36 Jägern, 54 Bombern und 81 Sturzkampfbombern, zusammen 171 Flugzeugen. Das Flakfeuer ist bedeutend stärker geworden. Die heftig feuernden, bisher weniger beschädigten Schlachtschiffe werden erneut angegriffen. Aus ihren Flak- und Fla-Waffen schleudern sie in schnellster Folge die Detonationsblitze ihrer Granaten in die Flugzeugschwärme.

Eine Stunde lang währt der Überfall der ersten, eine weitere der Angriff der zweiten japanischen Welle. Drei volle Stunden bleibt der Führer der 1. Luftflotte, der Tyusa Mitsuo Fuchida, über dem in Bränden und Rauchwolken liegenden Trümmerfeld.

Gleichzeitig mit dem ersten, schon vernichtenden Überfall der japanischen Luftwaffe versucht auch die zweite, für den Hafen vorgesehene Waffe der Japaner, zum Schlagen zu kommen. In der vorhergegangenen Nacht hatten sich die Zweimann-U-Boote von den großen U-Booten, die sie heranbrachten, gelöst. Noch im Schutz der Nacht steuerten sie die Hafeneinfahrt von Pearl Harbor an. Im schwachen Zwielicht der Dämmerung erkannten die jungen Kommandanten die Konturen der Berge Oahus, die blaugrau über die unruhige Linie der Kimm steigen.

Die Kommandanten sehen nun zwischen kahlem Gestein

und weißen Brandungsreihen die schmale Einfahrt zum Kriegshafen. Sie haben Glück: Die Sperrlücke im Netz der Einfahrt wurde um 5 Uhr morgens für zwei einlaufende Minensuchboote geöffnet; sie ist nun – kurz vor 8 Uhr – noch nicht wieder geschlossen worden!

Allerdings hatten draußen stehende Einheiten der US-Flotte U-Boote gesichtet und gemeldet. Aber die Funkmeldungen des alten Zerstörers »Ward«, der um 6 Uhr 33 eines der Zweimann-U-Boote versenkte, wurden zwar abgenommen und bestätigt, jedoch bei der Weiterleitung ungebührlich aufgehalten. Zunächst dauerte das Entschlüsseln sehr lange. Der umständliche und viel zu komplizierte Dienstweg von der Funkstation Bishop's Rock über den Offizier vom Dienst beim Stationskommando zum Kommandierenden Admiral der Hawaii-Station und schließlich von diesem über den Admiralstabsoffizier vom Dienst beim Flottenkommando zum Flottenchef selbst verhinderte einen rechtzeitigen Alarm. Niemand, außer den noch draußen stehenden wenigen Fahrzeugen, die das erste U-Boot gesichtet und das zweite versenkt hatten, ahnt, daß noch vier U-Boote des Gegners dicht vor der Einfahrt herumfahren.

Mit starren Gesichtern sitzen die Japaner halbleibs im Bootskörper, zur andern Hälfte im winzigen Turm hinter den Okularen ihrer Sehrohre.

Verzweifelt eng ist es in den Booten. Jede Bewegung im Seegang läßt die beiden Männer, den Leutnant und den Spezialisten im niedrigen Motorenraum, an Apparaten und Stahlwänden anecken. Vor jedem der Kommandanten hängt die Spezialkarte des Kriegshafens an der schweißwassernassen Innenwand. Sie kennen sie alle auswendig, und doch – als der schmale Fahrwasserstreifen der Einfahrt vor ihnen liegt, sehen sie alle noch einmal auf die Karte. Sie vergleichen die Umrisse der Hafenanlagen, die Landmarken rechts und links: an Backbord Waipio Point. Dann, hinter der Biegung an

Steuerbord, muß Keanapuaa mit dem Hospital Point liegen, ehe die Ford-Insel für sie in Sicht kommt.

Fast geräuschlos, vorsichtig nach allen Seiten sichernd, steuern sie getaucht die Einfahrt hinauf. Aufmerksam verfolgen sie die Landmarken, die Fahrwasserzeichen, passieren die Waipio-Halbinsel, bekommen die Häuser von Keanapuaa, und die Öltanks in Sicht, drehen langsam nach Steuerbord und erkennen Hafenbauten, riesige Kräne, Helgen, Docks und Molen.

Und dann treten die mächtigen Leiber amerikanischer Schlachtschiffe ins Blickfeld der Sehrohre. Masten, Schornsteine, Rahen, Gefechtstürme, Fleckerstände\* und das Gewirr von Aufbauten, Brücken und Decks, aus denen drohend die Rohre der Geschütze hervorlugen.

Ein kurzer Befehl zum zweiten Mann. Langsamer laufen die Motoren, behutsam werden die Boote auf neue Kurse gebracht. An der Ostseite der Ford-Insel herumholend, gehen die tarngemalten\*\* kleinen Haie ihre Ziele, die großen Schlachtschiffe an, die wie drohende, waffenstarrende Berge die Blickfelder der Sehrohre verdecken. Niemand sieht die Spuren des Schraubenwassers, das in leichtem Kräuseln zur Oberfläche des schmutziggrauen Hafenwassers steigt.

Plötzlich kracht und donnert es ringsum, riesenhohe Fontänen werfen sich gischtend auf, um die Boote hallt, dröhnt und gellt es von schweren Detonationen, zerreißendem Stahl, brechenden Schotten, zerberstenden Eisenplatten und kreischend umhersausenden Sprengstücken.

Die Männer in den winzigen Booten wissen nun: Die japanischen Flieger kreisen über dem Kriegshafen, die erste Welle der 1. Luftflotte greift an! Die Offiziere drücken auf die Auslöseknöpfe der Abfeuerungen. Zwei Torpedos fahren die Boote, und diese Torpedos müssen an den Feind! Schmale,

---

\* Stände für die Flecker, d. h. Artilleriebeobachter

\*\* Marinesprache

feine Streifen furchen das Wasser, fressen sich weiter, und unter ihnen treiben die Doppelschrauben die blanken Leiber und roten Gefechtsköpfe der Torpedos unaufhaltsam vorwärts.

Sie hatten kein Glück, die kleinen Boote. Sie verursachten zwar erhebliche Unruhe, aber ihre Torpedos gingen sämtlich fehl, und alle fünf Boote wurden versenkt.

\*

In sonntäglicher Ruhe – den angelsächsischen Hang zum Weekend hatten die Japaner in ihre Planung mit einbezogen – liegt der Kriegshafen im frühen Licht des Dezembertages.

7 Uhr 55: Zeit zur morgendlichen Flaggenparade. Im Signalturm auf dem Wassertank der Marinewerft nordöstlich der Einfahrt nehmen die Signalgästen der Wache den Vorbereitungsständer aus seinem Leinenbeutel und haken ihn in die Messinghaken der Signalleine.

Von ihrer luftigen Höhe sehen sie die gesamte Pazifikflotte mit Ausnahme der nicht anwesenden Träger. Rings um die Ford-Insel, in den Trockendocks, an den Piers und Anlegestellen der Zerstörer, im U-Boots-Hafen, überall liegen die Einheiten der Flotte.

»Pennsylvania« ist das Flaggschiff der Flotte, das dem Signalturm am nächsten liegt. Die Zerstörer, die neben dem gewaltigen Schlachtschiff ebenfalls im Dock Nr. 1 festgemacht wurden, sind »Cassin« und »Downes«.

Im Schwimmdock Nr. 2, links vom Trockendock, liegt der Zerstörer »Shaw«, längsseit eines anderen Docks der Leichte Kreuzer »Helena«, an dessen Außenseite der Minenleger »Oglala« vermoort ist. Andere Kreuzer haben in der Nähe an ihren Bojen festgemacht.

Der Signalmeister erscheint und wirft einen ungeduldigen Blick auf seine Armbanduhr. Das zunehmende Dröhnen irgendwelcher Flugzeuge, das immer lauter wird, stört ihn

nicht. Immerhin hängen ja heute sieben Marine-Aufklärer zur Morgenaufklärung in der Luft, und die Armee hat zweifellos auch ein paar Flugzeuge aus ihren Horsten losgeschickt. Die Uhr des Deckoffiziers zeigt 7 Uhr 55.

»Heißen!« befiehlt er.

Kaum haben die Signalgäste begonnen, die Flaggleine hochzuziehen, als das friedliche Bild der sonntäglichen Flaggenparade jäh unterbrochen wird. Motorengedröhnen ist überall in der Luft, das Pfeifen herabsausender Bomben mischt sich mit dem hellen Kreischen steil niedergehender Stukas, dem Krachen aufschlagender und detonierender Bomben und dem urplötzlich einsetzenden rasenden Abwehrfeuer der Schiffe. Der ganze Hafen ist in Aufruhr, es donnert, schrillt, bellt und heult wie im Innern einer Riesentrommel.

Unmittelbar danach geht ein erregter Telefonspruch an den Flottenstab des C-in-C (Commander in Chief, Oberbefehlshaber) der Pazifikflotte. Die japanischen Flieger haben sich auf den Kriegshafen gestürzt!

Die Amerikaner sind völlig überrascht. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die Heeres-Radarantennen zwar nicht zur Überwachung des Luftraumes mit herangezogen wurden, aber immerhin ein Mann, der aus Privatinteresse eine dieser Anlagen bediente, die anliegenden japanischen Verbände eine Stunde vor dem Angriff maß und auch meldete. Die Meldung wurde aber nicht angenommen, und der Mann wurde ausgelacht. Es erging ihm, wie dem englischen Flieger, der ebenfalls ohne dienstlichen Auftrag aufgestiegen war, als die deutschen Schlachtschiffe »Gneisenau« und »Scharnhorst« mit dem Schweren Kreuzer »Prinz Eugen« durch den englischen Kanal liefen. Der Flugzeugführer entdeckte den Verband und meldete ihn. Rechtzeitig! Man verlachte ihn, bis die Schiffe samt ihrer Begleitung von Zerstörern, Torpedo-, Schnell-, Minensuch- und Räumbootsen, sowie Vorpostenfahrzeugen bei Dover in Sicht kamen. Da war es für eine erfolgreiche Abwehr

bereits zu spät geworden. Genau wie in Pearl Harbor!

Es ist bemerkenswert, daß wegen der guten Wetterbedingungen über der Insel an diesem Sonntagmorgen drei Zivilflugzeuge über Oahu herumschwirren, von denen keines die angreifenden Japaner erkannte. Ein Rechtsanwalt aus Honolulu, Roy Vitousek, war zu einem kurzen Morgen hüpfen mit seiner kleinen Maschine aufgestiegen. Er fand sich sehr bald inmitten von fremd und finster aussehenden Flugzeugen. Da er nicht gleich die Nationalität dieser merkwürdigen Geschwader erfaßte, flog er eine Weile ahnungslos mitten zwischen den angreifenden Staffeln umher und hatte alle Hände voll zu tun, um Rammings mit diesen großen Vögeln zu vermeiden. Als er schließlich merkte, was los war, machte der Rechtsanwalt, daß er schleunigst herunterkam und landete sicher, wenn auch erheblich aufgeregt und mit unziemlicher Hast.

Cornelia Fort, eine Fluglehrerin vom Zivilflugplatz John Rodgers, die ebenfalls in der Luft war, brachte ihr Flugzeug durch einen tollen Betrieb herabstoßender Stukas und zur Erde torkelnder Bomben, landete und rannte, verfolgt von Feuerstößen der Bordwaffen, so schnell ihre Beine sie tragen konnten, in Deckung.

Der Dritte, Jimmy Duncan, Mitglied des Hui-Lele-Flieger-Clubs, war aufgestiegen, um bei Tommy Pomerlin, einem Piloten der Inter Islands Airways eine Stunde für Fortgeschrittene zu nehmen. Leuchtpurgeschüsse aus japanischen Bordwaffen verfolgten die beiden über ganz Süd-Oahu, als sie ahnungslos zwischen die angreifenden Geschwader gerieten. Die Japaner drückten das Flugzeug beiseite, wie ein Sperling beiseite geschoben wird, der zwischen einen Schwarm Raubvögel gerät. Auch Duncan und Pomerlin gelang es, sicher auf dem John-Rodgers-Flugplatz zu landen.

Als die erste Bombe auf dem Marineflugplatz niedergeht, gibt der Staffelführer der 2. Aufklärungsstaffel um 7 Uhr 58

eine Radiomeldung an alle anwesenden Schiffe:

»Luftangriff auf Pearl Harbor! Dies ist keine Übung! Ich wiederhole: keine Übung!«

Gleich darauf folgt die gleiche Funkansage des C-in-C der Pazifikflotte. Völlig verblüffte und tief erschreckte Funker auf dem Festland nehmen die Ansage auf und geben sie nach Washington weiter. Der Flottenchef selbst war, als die ersten Bomben herabdonnerten, auf dem Weg zum Lagezimmer gewesen. Der Funkspruch traf um 13 Uhr 45 ostamerikanischer Zeit in Washington bei Präsident Roosevelt ein, der die sonntägliche Ruhe nach dem Lunch zum Studium seiner Briefmarkensammlung benutzen wollte.

Es spielte sich folgendermaßen ab: Marineminister Frank Knox hatte am Sonntagvormittag Besprechungen mit Außenminister Hull und Kriegsminister Stimson im Haus des State Department. Zwei weitere Besucher warteten darauf, vom Außenminister empfangen zu werden. Es waren der japanische Gesandte, der einäugige, stocksteife und für einen Japaner überlebensgroße Admiral Kichisaburo Nomura, und Kaiser Hirohitos Sondergesandter Saburo Kurusu. Nach Abschluß der Konferenz, die der gespannten Lage zwischen Amerika und Japan gewidmet war, kehrte Knox in sein Büro im Marineministerium zurück.

Der Minister ließ sich an seinem Schreibtisch nieder. Seinen Lunch hatte er verpaßt und wollte sich gerade etwas Eßbares holen lassen, als die Tür aufgerissen wurde und Admiral Harold R. Stark, Chef der Marine-Operationsabteilung mit einem Funkspruch in der Hand hereinstürzte. Knox nahm das Blatt auf, das der Admiral auf die Tischplatte warf und las:

++ VON CINCPAC\* AN ALLE SCHIFFE IM SEEGBIET  
VON HAWAII – LUFTANGRIFF AUF PEARL HARBOR.  
DIES IST KEINE ÜBUNG ++

Die Nachricht war von der Marinefunkstation der

---

\* Commander in Chief Pacific

Marinewerft Mare Island in San Francisco aufgenommen und als dringend nach Washington durchgegeben worden. Knox nahm sofort das Telefon auf, das ihn mit dem Weißen Haus direkt verband. Es war 1 Uhr 47 nachmittags.

Knox erklärte später: »Ich kann mich an den genauen Wortlaut dessen, was der Präsident sagte, nicht mehr erinnern. Natürlich war er erstaunt. Ich nehme an, er glaubte es zuerst gar nicht. Immerhin las ich ihm den Funkspruch vor.«

Präsident Roosevelt befahl dem Marineminister, sofort die gesamte Marine auf volle Kriegsbereitschaft zu bringen. Er wies ihn an, umgehend alle irgendwie erhältlichen Einzelheiten des Überfalls zu beschaffen. Knox hatte schon ein dringendes Telefongespräch nach Pearl Harbor angemeldet. Unmittelbar nach seinem Gespräch mit dem Präsidenten bekam er Verbindung mit Rear Admiral (Konteradmiral) C. C. Bloch, dem Befehlshaber des 14. Naval Districts, dem früheren C-in-C der Pazifikflotte, der ihm den Verlauf des Angriffs und die Folgen schilderte, soweit sie bereits bekannt waren.

Am 8. Dezember forderte Roosevelt vom Kongreß die Kriegserklärung an Japan. Am 9. Dezember flog der Marineminister selbst nach Pearl Harbor, um den angerichteten Schaden persönlich in Augenschein zu nehmen.

\*

Sämtliche acht Schlachtschiffe, die im Hafen von Pearl Harbor lagen und denen der Hauptangriff gegolten hatte, waren zunächst außer Gefecht gesetzt.

»Arizona« erhielt mehrere Torpedo- und mindestens vier Treffer von 40,6-cm-Granatbomben. Da Munitionskammern in Brand gerieten, zu denen die Flutschlüssel nicht zu finden waren, flog das Schiff, in zwei Teile zerborsten, in die Luft.

»Oklahoma« erhielt drei Torpedotreffer, bekam schwere Schlagseite und kenterte nach weiteren Treffern.

»West Virginia« wurde von mindestens sechs Torpedos getroffen, aber durch das Eingreifen entschlossener junger Offiziere vor dem Kentern bewahrt und auf flachem Wasser auf Grund gesetzt.

»California« sank nach zwei Torpedotreffern und mehreren Bomben. Unentschlossenheit ließ das Schiff sinken.

»Nevada«, die sich sofort mit ihrer Flak, die mehrere Torpedoflugzeuge abschoß, wehrte, erhielt nur einen Torpedo weit vorn und mehrere Bomben. Als sie zu sinken drohte, ließ der älteste Offizier, ein Korvettenkapitän, ablegen und setzte sie mit Schlepperhilfe auf Grund.

»Utah«, ein altes Zielschiff, das die Japaner für ein vollwertiges Schlachtschiff gehalten hatten, kenterte nach mehreren Torpedotreffern.

»Pennsylvania« erlitt geringe Beschädigungen durch Bomben.

»Maryland«, durch »Oklahoma« von Torpedos geschützt, bekam nur einen Bombentreffer und war als erstes Schlachtschiff nach acht Wochen wieder gefechtsklar.

»Tennessee«, innerhalb von »West Virginia« liegend, konnte von Torpedos nicht erreicht werden und erlitt nur geringen Bomben- und Brandschaden. Sie blieb schwimmfähig.

Beschädigt und in einigen Fällen erheblich geflutet wurden die Leichten Kreuzer »Helena«, »Honolulu« und »Raleigh«. Die Zerstörer »Cassin« und »Dawnes«, die, im Dock neben »Pennsylvania« liegend, in Brand gerieten, fielen um, während ihre Munitionskammern und Torpedoköpfe detonierten.

Dem Zerstörer »Shaw« wurde das Vorschiff abgerissen.

Unbeschädigt blieben die Schweren Kreuzer »San Francisco«, »New Orleans« und »Minneapolis« sowie die Leichten Kreuzer »Detroit«, »Phoenix« und »St. Louis«.

Andere Zerstörer und einige Hilfsschiffe wurden beschädigt, blieben jedoch schwimmfähig.

Auf den Flugplätzen wurden an einigen Stellen fast

sämtliche, wegen etwaiger Sabotage eng zusammengestellten Flugzeuge außer Gefecht gesetzt. Insgesamt verloren die Amerikaner etwa die Hälfte ihrer Flugzeuge. Die Menschenverluste betrugen 2.400 Gefallene.

Die Japaner verloren nur 29 Flugzeuge, alle fünf Kleinst-U-Boote und etwa 50 Mann.

Der Überfall schaltete die US-Pazifikflotte zunächst aus und gab den Japanern den Weg zur Eroberung der von ihnen begehrten Rohstoffgebiete frei. Pearl Harbor zeigte zum ersten Male, daß gut geführte Flugzeugträger wirkungsvoller zuzuschlagen verstanden als Schlachtschiffe. Der Träger war keine Hilfswaffe mehr, und die Amerikaner erhielten nunmehr durch den Gegner selbst die Richtlinien, nach denen sie den sehr rasch einsetzenden Ausbau ihrer Riesenflotte zu gestalten hatten. Die Anhänger des Trägers behielten im Gegensatz zu den Befürwortern des Schlachtschiffs recht.

Die Japaner, die sich nur auf den Angriff gegen die Schiffe und Flugplätze konzentriert hatten, ließen die Werftanlagen mit ihren Werkstätten und gefüllten Tanks unberührt, daher blieb das Potential des Kriegshafens völlig intakt. Das Heben und Gefechtsklarmachen der Schiffe und die folgenden Operationen des Jahres 1942 wären erheblich erschwert worden, wenn die Japaner ihre taktischen Ziele nicht so eng gesteckt hätten.

Eine von den Planern des Überfalls sicherlich nicht vorausgesehene Folge des Angriffs war die Tatsache, daß sich nun das gesamte amerikanische Volk geschlossen hinter seinen Präsidenten stellte und nach Rache für Pearl Harbor schrie.

## ENDE

# Das Ende eines Giganten

## Die letzte Fahrt des japanischen Schlachtschiffes »Yamato«

Mit der großen Schlacht um Leyte, einer der von den Japanern besetzten Philippinen-Inseln, hatte im Oktober 1944 der Entscheidungskampf der Amerikaner gegen den asiatischen Festungsgürtel begonnen.

Auf amerikanischer Seite waren aufgeboten worden: 29 Flugzeugträger mit weit über 1.000 Flugzeugen, 14 Schlachtschiffe, 10 Schwere Kreuzer, 11 Leichte Kreuzer, vier Flak-Kreuzer, 180 Zerstörer, 111 Truppentransporter, 185 große Landungsfahrzeuge, 44 Minensuchboote, 56 Spezialschiffe, einige hundert kleinere Landungsboote sowie eine große Anzahl U-Boote und Raketenschiffe. Zur Verhinderung der großangelegten Landungsoperation, die unter General MacArthurs Oberbefehl stand, vermochte die bereits schwer angeschlagene japanische Flotte nur noch folgende Seestreitkräfte aufzubieten: vier Flugzeugträger mit 116 Maschinen, neun Schlachtschiffe, 13 Schwere Kreuzer, sechs Leichte Kreuzer, 33 Zerstörer und eine verhältnismäßig geringe Anzahl von U-Booten.

Unter den japanischen Schlachtschiffen der nördlichen Angriffsgruppe, die von Vizeadmiral Kurita befehligt wurde, befanden sich auch die beiden Riesen »Yamato« und »Musashi«. Diese Schwesterschiffe hatten eine Wasserverdrängung von 63.721 ts Standard und 71.800 ts maximal, besaßen je neun 46-cm-Geschütze in Drillingstürmen.

Die Höchstgeschwindigkeit, die diese gewaltigen, jedoch wenig formschönen Stahlfestungen mit ihren vier Schrauben entwickeln konnten, betrug 27,5 Knoten\*. Rund 160.000 PS waren dazu erforderlich, die in zwölf Wasserrohrkesseln

---

\* 1 Knoten (kn) = 1,852 km/h

erzeugt und durch vier Satz Getriebe-Turbinen auf vier Schraubenwellen übertragen wurden. Die Bunker faßten 6.300t Heizöl. Um sie zu füllen, waren acht Güterzüge mit je 50 Kesselwaggons notwendig. Mit ihrer Besatzung von je 2.700 Mann stellten diese beiden Super-Schlachtschiffe die größten der Welt dar\*.

Während die südliche Angriffsgruppe, die aus zwei Schlachtschiffen, einem Schweren Kreuzer und vier Zerstörern bestand und von Vizeadmiral Nishimura befehligt wurde, von Süden her durch die Suriga-Straße in die Flanke der amerikanischen Landungsoperationen stoßen sollte, strebte Vizeadmiral Kurita mit seinem Verband der San-Bernadino-Straße zu und wollte von dort aus um die Insel Samar herum zusammen mit der südlichen Angriffsgruppe die Amerikaner in die Zange nehmen. Zwei weitere größere Verbände, die aus der Heimat ausgelaufen waren, sollten von Norden her zu ihnen stoßen und den Gegner aufreiben.

Die amerikanische Luftaufklärung konnte in diesem Seegebiet noch nicht in Aktion treten, da der Flugplatz auf Leyte vollkommen zerstört war. Die Amerikaner hatten daher durch eine größere Anzahl U-Boote einen weiten Gürtel um das Operationsgebiet gelegt.

Diese Sicherung erwies sich alsbald als außerordentlich wirksam. Zwei der Vorposten, die U-Boote »Dace« und »Darter«, orteten mit ihren Radargeräten in der Nacht vom 22. zum 23. Oktober 1944 eine heranmarschierende Gruppe großer japanischer Einheiten, die offensichtlich das Seegebiet vor Leyte zum Ziel hatte.

Die beiden Boote setzten sich unbemerkt davor und marschierten über Wasser mit ihrer Höchstgeschwindigkeit von 19 kn vor dem Verband her, wobei sie laufend ihre

---

\* Zum Vergleich: Die beiden deutschen Schlachtschiffe »Bismarck« und »Tirpitz«, die größten einer europäischen Nation, besaßen eine maximale Wasserverdrängung von 52.000 ts und eine Besatzung von je 2.200 Mann

Fühlungshaltersignale abgaben.

Auf amerikanischer Seite wußte man also, daß die Japaner zum Gegenschlag ausholten, und traf die entsprechenden Maßnahmen.

Als der Morgen anbrach, tauchten die beiden Boote. Da sie unter Wasser wesentlich geringere Fahrt machten, konnten sie nicht mehr Fühlung halten. Sie gingen nunmehr auf Angriffsposition und ließen die Japaner aufkommen.

Vizeadmiral Kiruta, der sich mit seinem Stab auf dem Schweren, Kreuzer »Atago« eingeschifft hatte, marschierte mit seinem Verband in zwei Kolonnen in Kiellinie. Die Zerstörer fuhren dabei U-Boot-Sicherung. Sie hatten jedoch ihre Ortungsgeräte anscheinend nicht eingeschaltet; jedenfalls wurde auf den U-Booten keines der charakteristischen Piiiji-piiji-Geräusche gehört.

Sowohl hieraus als auch aus der Tatsache, daß die Japaner nicht die üblichen Zickzackkurse fuhren, mußte geschlossen werden, daß sie nicht mit U-Boot-Gefahr rechneten.

Dieser Fehler wirkte sich bald als sehr folgenschwer aus.

Er ermöglichte es dem amerikanischen U-Boot »Darter«, unbemerkt zum Schuß zu kommen.

Von den Japanern völlig unerwartet, traf sein Viererfächler das Flaggschiff »Atago« tödlich. Es blieb sofort liegen und sank innerhalb von 20 Minuten, wobei es den größten Teil seiner Besatzung mit in die Tiefe nahm.

Der Befehlshaber und sein Stab konnten im letzten Augenblick von einem Zerstörer geborgen und zum Schlachtschiff »Yamato« gebracht werden.

Während dieser Zeit fuhr das U-Boot »Darter« einen zweiten Angriff, dem nun auch der Schwere Kreuzer »Takao« zum Opfer fiel. Er blieb gleichfalls schwer getroffen liegen, sank aber nicht.

Der Verband drehte nunmehr hart nach Steuerbord ab und lief hierdurch auf das dort lauernde zweite amerikanische U-

Boot zu.

Der Kommandant von »Dace« nutzte die Chance. Er löste einen Torpedofächer auf den Schweren Kreuzer »Maya« aus, dessen Munitionskammern sofort explodierten. Der Kreuzer flog buchstäblich in Fetzen auseinander und verschwand innerhalb weniger Minuten von der Bildfläche.

Somit hatte der japanische Verband, ehe er das Operationsgebiet erreichen konnte, durch zwei U-Boote bereits drei Schwere Kreuzer eingebüßt, von denen »Takao« mit geringer Fahrt und starker Schlagseite zurückzulaufen versuchte.

Das U-Boot »Darter« eilte ihm nach, um ihm den Fangschuß zu geben. Dabei krachte es unvermittelt und mit großer Wucht gegen einen in der Seekarte nicht eingezzeichneten Unterwasser-Korallenfelsen.

Die Beschädigungen waren so stark, daß das Boot von seiner Besatzung aufgegeben werden mußte. Sie wurde von dem U-Boot »Dace« geborgen.

Dadurch entging der Schwere Kreuzer dem tödlichen Schuß und konnte mit knapper Not in die Heimat zurückgelangen.

\*

Dieses Vorgefecht zweier Vorposten-U-Boote bildete den Auftakt zu einer Schlacht, die am darauffolgenden 24. Oktober 1944 durch amerikanische Trägerflugzeuge eingeleitet wurde.

Ohne bisher die gegnerischen Seestreitkräfte oder deren Landungsfahrzeuge gesichtet zu haben, mußten sowohl der Verband des Vizeadmirals Kiruta als auch der des Vizeadmirals Nishimura rollende Angriffe feindlicher Maschinen über sich ergehen lassen. Da der nördliche Verband weitaus größer war, legten die Amerikaner den Schwerpunkt ihrer Angriffe auf diesen.

Die beiden Super-Schlachtschiffe »Yamato« und »Musashi«

waren dabei trotz ihres wütenden Abwehrfeuers aller Bordwaffen einschließlich der 46-cm-Geschütze, die mit Schrapnells schossen, begehrte und wegen ihrer Größe relativ leicht zu treffende Ziele für Bomben und Lufttorpedos,

Die »Musashi« wurde von den amerikanischen Bomben- und Torpedoschützen besonders häufig ins Visier genommen. Schon bei den ersten vier Angriffen erhielt der stählerne Riese nicht weniger als acht Torpedotreffer, außerdem krachte eine Anzahl Bomben auf sein Deck, die seine Aufbauten erheblich demolierten und einen Teil der Geschütze außer Gefecht setzten.

Das Ergebnis war, daß »Musashi« mit der Fahrt heruntergehen und zurückbleiben mußte. Hierdurch wurde sie für die nachfolgenden Angriffswellen ein noch leichteres Ziel, da die Flieger nicht mehr das konzentrische Abwehrfeuer aller japanischen Einheiten zu durchstoßen brauchten.

Schon die nächste Welle setzte das Vernichtungswerk fort und konnte schließlich den Erfolg melden. Zahlreiche Bomben- und Torpedotreffer setzten dem japanischen Giganten derart zu, daß er alsbald in hellen Flammen stand.

Ein besonders folgenschwerer Torpedotreffer, der durch ein von einem vorhergegangenen Treffer gerissenes Loch tief in den Leib des Schiffes eindrang und in den Maschinenräumen detonierte, besiegelte das Schicksal des Schlachtschiffes. Es kenterte und versank, wobei es über die Hälfte seiner Besatzung für immer einschloß.

Das war aber bei weitem nicht der letzte Verlust der Japaner in dieser Schlacht.

Im Laufe des weiteren Kampfes, der bis zum Mittag des 25. Oktober 1944 anhielt und bei dem auch »Yamato« einige Bombentreffer erhielt, büßte allein der nördliche Verband, und zwar ausschließlich durch Bomben und Torpedos, noch die Schweren Kreuzer »Chokai«, »Chikuma« und »Suzuya« sowie den Leichten Kreuzer »Noshiro« und verschiedene Zerstörer

ein.

Nicht minder stark war der Aderlaß des südlichen Verbandes sowie der 5. Flotte unter Vizeadmiral Shima und der Hauptflotte unter Vizeadmiral Ozawa. Sie standen zum Teil im direkten Artilleriegefecht mit schweren Einheiten der US-Flotte, waren aber in der Hauptsache auch hier das Ziel der Trägerflugzeuge, die sich wie Hornissen auf die japanischen Schiffe stürzten und sich auch durch das teilweise gutliegende Abwehrfeuer nicht davon abhalten ließen, ihre todbringenden Eisenbrocken im rechten Augenblick auszuklinken.

Insgesamt verloren die Japaner in der Leyte-Schlacht, der größten Seekriegsschlacht, die es bisher gegeben hatte, drei Schlachtschiffe, einen Großen und drei Leichte Flugzeugträger, sechs Schwere Kreuzer, vier Leichte Kreuzer und elf Zerstörer.

Die Einbuße der Amerikaner war dagegen gering. Sie mußten einen Leichten Flugzeugträger, zwei Geleitträger, zwei Zerstörer und einen Geleitzerstörer auf die Verlustliste setzen.

Den Löwenanteil an diesem eindeutigen Sieg der Amerikaner über den Gegner hatten ohne Zweifel die Trägerflugzeuge. Sie hatten die japanische Flotte derart dezimiert, daß sie praktisch aufgehört hatte, ein Kampfinstrument zu sein.

Was neben der verhältnismäßig leicht beschädigten »Yamato« nach der Heimat zurückgelangte, war zum Teil derart zugerichtet, daß es viele Monate dauern sollte, bis diese Einheiten wieder voll gefechtsklar waren.

So standen die Dinge um Japans Flotte, als das letzte Kriegsjahr anbrach, in dem auch die Stunde dieses bisher noch in keinem Krieg besieгten Inselreiches schlagen sollte.

Auch im Frühjahr 1945 drangen die Amerikaner unaufhaltsam vorwärts.

Die gesamten Philippinen waren inzwischen zurückerobert worden. Nun galt es, die zwischen diesen und dem japanischen Mutterland liegenden, zu Japan gehörenden Inseln zu erobern, von denen Okinawa und Amami die größten waren.

Während noch in Ulithi, dem amerikanischen Flottenstützpunkt, die letzten Vorbereitungen für den Sprung nach Okinawa, der südlichsten Insel dieser langgestreckten Gruppe, getroffen wurden, arbeiteten die Staatswerften in Kobe und Kure mit Hochdruck an der Instandsetzung der japanischen Restflotte, die dem immer näher rückenden Feind entgegengeworfen werden sollte.

Unter ihnen befand sich auch der Panzerriese »Yamato«, der seine Vorbereitungen für einen Opfergang traf, von dem es kein Zurück mehr geben sollte.

\*

Der 14. März 1945 war der Tag, an dem die US-Trägerflotte den Stützpunkt zum Angriff auf Okinawa verließ. Die 40 großen Schiffe, die in Kiellinie fuhren, stellten eine imposante Macht dar, der – das hatten die Kämpfe um Leyte und andere Punkte des japanischen Festungsgürtels nur allzu deutlich bewiesen – nichts mehr gewachsen war. Auch nicht die »Kamikazes«, jene Flieger, die sich mit Todesverachtung buchstäblich auf den Gegner stürzten und ihm oftmals erhebliche Wunden schlugen.

»Kamikaze« heißt »Götterwind«. Der Ursprung dieses Wortes liegt in einem Geschehnis, das sich im Mittelalter abgespielt hat:

Von dem Hunnenführer Kublai Khan war eine große mongolische Flotte ausgesandt worden, die das japanische Inselreich unterwerfen sollte. In letzter Stunde und höchster Not, als die Mongolen bereits zur Landung ansetzten, kam ein gewaltiger Sturm auf, der die gesamte Flotte der Eindringlinge vernichtete und das Land damit vor der Fremdherrschaft bewahrte. Diesen Sturm hatten, so sagten die gläubigen Japaner, die Götter gesandt.

Und wie damals der Orkan, so sollten nun auch die

»Kamikazes« in der Stunde höchster Verzweiflung durch ihren unerschrockenen persönlichen Einsatz das Land vor den Eroberern bewahren, die bereits vor den Toren des Inselreiches standen.

Amtlich hießen diese Flieger »Sonderangriffseinheiten«, sie selbst nannten sich »Opferflieger«, im Ausland aber wurden sie als »Selbstmordflieger«, bezeichnet.

Die riesigen Verluste der japanischen Luftwaffe – in der Schlacht um Leyte waren allein rund 7.200 Flugzeuge in der Luft und am Boden vernichtet worden – konnten durch Neuausbildung von Flugzeugpersonal, insbesondere von Piloten nicht rasch genug wettgemacht werden.

Es entstand daher der Gedanke, eine Opfertruppe aufzustellen, die bereit war, unter größtmöglichem Einsatz ihrer Person ihre Bombenlast bei dem verhassten Gegner anzubringen. Es meldeten sich in Scharen Männer, die freudig dieses Opfer für Kaiser und Vaterland bringen wollten.

»Das Leben des Kriegers ist wie eine Kirschblüte«, so heißt es in einem alten japanischen Gedicht, »die einige Tage im Frühling blüht und dann zu Boden sinkt.« Die Opferflieger wählten daher die Kirschblüte als Abzeichen und Symbol.

Einer der ersten Erfolge, der auf diese Weise von den Opferfliegern errungen wurde, war die Versenkung des amerikanischen Flugzeugträgers »St. Lo« und die Beschädigung von zwei weiteren Trägern in der Leyte-Schlacht.

Zu Hunderten standen nunmehr Männer und Maschinen bereit, um sich jetzt, im März 1945, unter Verzicht auf eine Rückkehr dem Feind entgegenzuwerfen, sofern es ihnen gelang, den Radargürtel des Gegners unbemerkt zu durchbrechen.

Auf den amerikanischen Trägern standen nicht nur Bomber, sondern auch Jäger bereit, die sofort nach der ersten Ortungsmeldung aufstiegen und den »Kamikazes« entgegen-

flogen, um sie noch vor Erreichung ihres Ziels abzuschießen oder zum Abdrehen zu zwingen. Außerdem hatte die Flak der Träger und Begleitfahrzeuge eine beachtliche Stärke und große Treffsicherheit. Es war also schon eine fliegerische Leistung, wenn es den »Kamikazes« gelang, zum letzten Sturzflug auf ihr Opfer anzusetzen.

Wie schwer es war, bis zu diesem Punkt durchzudringen, erwies sich, als nach dem Eintreffen der ersten Meldungen über den Anmarsch der Trägerflotte mehr als zwanzig »Kamikazes« aufstiegen. Nur wenigen Maschinen gelang es, ihr Ziel zu erreichen. Zwei von diesen beschädigten durch ihren Todesflug zwei Träger leicht. Die dritte traf die »Yorktown«. Aber auch sie konnte ihren Marsch fortsetzen. Der vierte Flieger, der sich auf das breite Flugdeck der »Enterprise« hinabstürzte, opferte sich umsonst. Seine Bombe war ein Blindgänger, die angerichteten Beschädigungen waren daher nur geringfügig. Entgegen allen Hoffnungen wurde der Vormarsch der Träger-Flotte durch diese verzweifelten Einsätze eines zu allem bereiten Volkes nicht im geringsten aufgehalten.

Eine Gefahr für den Gegner stellte lediglich der Rest der japanischen Hochseeflotte dar, die zwar noch in den Häfen Kure und Kobe lag, aber zum Gegenstoß rüstete.

Um sie noch vor dem Auslaufen unschädlich zu machen, flogen die Amerikaner mit ihren Trägermaschinen einen ganzen Tag hindurch rollende Einsätze und belegten diese Häfen mit einem dichten Bombenhagel, von dem sowohl die Angreifer als auch die Angegriffenen meinten, daß aus ihm kein Schiff mehr heil hervorgegangen sein konnte.

Es wurden dabei sechzehn größere japanische Kriegsschiffe getroffen, darunter auch die »Yamato«. Der Rauchpilz, der sich kurz darauf über diesem letzten Giganten Nippons erhob und ein riesiges Ausmaß annahm, verführte die Amerikaner zu dem Trugschluß, daß sie nun auch diesen Koloß völlig kampfunfähig gemacht hätten.

Der Qualm rührte aber nicht von dem Schlachtschiff her, sondern von einem neben ihm liegenden Tanker, der von mehreren Bomben schwer getroffen worden war und innerhalb weniger Minuten lichterloh brannte. Er war noch voller Öl, da die Brennstoffübernahme gerade erst begonnen hatte.

Nur mit Mühe konnte der in Flammen stehende Tanker – der letzte, der im Hafen lag – von der »Yamato« weggeholt und der Brand durch Fluten des Schiffes gelöscht werden.

Die Treffer, die das Schlachtschiff selbst erhalten hatte, waren unbedeutend und hatten keinerlei Einfluß auf seine Gefechtsbereitschaft.

Die Antwort der Japaner auf diesen neuerlichen Schlag, der einen weiteren Teil der Restflotte kampfunfähig gemacht hatte, ließ nicht lange auf sich warten.

Wieder waren es »Kamikazes«, die sich erbittert auf die amerikanischen Träger stürzten.

Auf »Wasp« schlug eine Bombe gleich durch drei Decks, wo sie große Zerstörungen anrichtete. Eine Bombe auf den Träger »Franklin« setzte dort sämtliche startbereit stehenden Maschinen in Brand. 700 Mann der Besatzung mußten dabei ihr Leben lassen.

»Franklin« war der erste Flugzeugträger, der durch einen solchen Angriff aus dem Verband ausscheren und den Rückmarsch antreten mußte. Die übrigen Träger setzten jedoch den Marsch fort, ließen ihre Jäger aufsteigen und ihre Flak bellen.

Von der nächsten Angriffswelle, die aus 48 »Kamikazes« bestand, erreichte nicht eine einzige Maschine ihr Ziel. Sie wurden alle vorher abgeschossen.

Bei diesen recht ungleichen Erfolgen war es kein Wunder, daß die Amerikaner ziemlich ungestört zur Landung ihrer Truppen auf Okinawa ansetzen konnten, nachdem die dortigen Befestigungsanlagen acht Tage lang durch schweres Geschützfeuer und Tausende von Bomben aller Kaliber sturmreif

gemacht worden waren.

Den Verteidigern von Okinawa mußte eine Entlastung gebracht werden, darüber war sich das japanische Oberkommando klar. Die Möglichkeiten dafür waren aber infolge der letzten Luftangriffe auf die Restflotte mehr als beschränkt. Außer der noch voll kampffähigen »Yamato«, wenigen Leichten Kreuzern und Zerstörern standen dafür nur noch einige hundert »Kamikazes« zur Verfügung.

Das war alles, was Japan der vor den Toren der Heimat stehenden amerikanischen Übermacht noch entgegenwerfen konnte.

Nicht das Super-Schlachtschiff und nicht die übrigen noch gefechtsklaren Einheiten, sondern die Opferflieger blieben dabei die letzte Hoffnung der Japaner. Zu Hunderten sollten sie die mit Explosivstoff vollgepackten Maschinen auf die Schiffsansammlung des Gegners stürzen und sie vernichten.

Während des Anfluges aber wurden die unbeholfenen Flugzeuge eine leichte Beute der amerikanischen Jäger und Kampfflieger. Von 50 aufgestiegenen Maschinen kamen oft weniger als drei ans Ziel. Die anderen fielen der feindlichen Abwehr zum Opfer.

Es gab nur eine Möglichkeit, die »Kamikazes« vor diesen gefährlichen Gegnern in der Luft zu schützen. Sie mußten, noch ehe die Opferflieger aufgestiegen waren, durch einen Köder weggelockt werden. Dieser mußte so groß und lohnend für die US-Maschinen sein, daß sie sich gleich in ganzen Schwärmen auf ihn stürzen und sich mit ihm stundenlang beschäftigen würden.

Die schwimmende Superfestung »Yamato« schien das geeignete Objekt dafür. Wenn sie die Masse der Feindmaschinen auf sich zog und sich mit ihnen so lange wie möglich herumschlug, war der Weg für den »Götterwind« frei.

Die Amerikaner hatten dann nur noch ihre Flak als Hauptwaffe zur Abwehr, deren Sperrgürtel die »Kamikazes«

aber durchbrechen und eine fürchterliche Ernte unter den Schiffen der US-Marine würden halten können.

Nach dem Drama des Schwesterschiffes »Musashi« war es dem japanischen Oberkommando klar, daß es auch für die »Yamato« eine Todesfahrt werden würde. Bei dem Materialaufwand, mit dem die Amerikaner ihre Angriffe zu führen pflegten und nicht eher ruhten, bis sie das gesteckte Ziel erreicht hatten, stand die Chance für das letzte Schlachtschiff 1:100, diesen Bomben- und Torpedohagel überhaupt zu überstehen.

Sollte jedoch das Unwahrscheinliche eintreffen, dann würde »Yamato« geradewegs auf die feindlichen Flugzeugträger und Seestreitkräfte losmarschieren und ohne Rücksicht auf die eigene Sicherheit unter vollem Einsatz seiner 46-cm-Geschütze und der übrigen Artillerie das Höchstmaß an Zerstörungen bei dem Gegner so lange verursachen, bis es seine letzte Granate verschossen hatte oder – gesunken war.

Es war eine Opferfahrt, von der es kein Zurück gab. Wie die »Kamikazes« war auch die »Yamato« nunmehr dazu aussehen, für Kaiser und Vaterland als »Göttlicher Wind« den eingedrungenen Feind davonzufegen und den Nimbus von der Unbesiegbarkeit Nippons auf See zu erneuern.

\*

Am Morgen des 1. April 1945 lag das Schlachtschiff »Yamato« am äußersten Ende des japanischen Kriegshafens Kure. Es sollte an diesem Tag noch einmal ins Dock gehen, um die routinemäßige Überholung des Schiffs bodens durchführen zu lassen.

Man rechnete zwar an Bord mit einem baldigen Einsatz des letzten japanischen Riesen, da die Meldungen von der Bedrohung der Insel Okinawa durch die Amerikaner immer bedenklicher wurden, noch aber hatte man keinen direkten

Befehl zum Seeklarmachen erhalten.

Da kam, ehe die Sonne über den Horizont des Pazifik trat, durch den Äther die langbefürchtete Meldung von dem vorbereitenden Bombardement der Amerikaner, mit dem sie die Uferbefestigungen an der Westküste der Insel sturmreif schlugen. Gleichzeitig setzte sich eine Unzahl von kleineren und größeren Landungsfahrzeugen in Richtung auf die Insel in Bewegung. Okinawas Schicksalsstunde war angebrochen.

Als habe das japanische Oberkommando nur auf diese Meldung gewartet, jagte es noch in derselben Stunde einen Funkspruch an die in Kure und anderen Häfen liegenden Einheiten, der ihnen den Auslaufbefehl gab.

Kurz darauf erscholl aus allen Lautsprechern des Super-Schlachtschiffes eine befehlsgewohnte Stimme durch die Morgenstille:

»Abfahrtvorbereitungen ab acht Uhr fünfzehn – Ankerlichten um zehn Uhr!«

In und auf dem silbergrauen Gebirge aus Stahl wurde es im Handumdrehen lebendig wie in einem Ameisenhaufen, dem Gefahr drohte. Jeder einzelne Mann an Bord wußte, was er bei einem solchen Befehl zu tun hatte.

Man muß, um die Kampfbegeisterung des japanischen Mannes im allgemeinen und der Besatzung seines größten Schlachtschiffes im besonderen richtig zu verstehen, sich vor Augen halten, daß es für jeden japanischen Krieger nach alter Tradition die höchste Ehre bedeutete, das Vaterland gegen Feinde zu verteidigen und für den Kaiser, den lebenden Gott Nippons, wenn es sein mußte, im Kampf zu sterben. Feigheit war daher diesen Männern des Jahrtausende alten Inselreiches ebenso fremd wie Ungehorsam.

Neben der Sonne, die auf jedem Banner erschien, stellte das Schwert des Kriegers das Symbol dieses mutigen und kampfentschlossenen asiatischen Volkes dar.

Noch hatte der Kommandant, Kapitän zur See Ariga, nichts

über das Ziel der Fahrt verlauten lassen, dennoch wußte jeder, daß es nach Okinawa gehen würde. Es gab für ein Schiff wie die »Yamato« einfach gar kein anderes Ziel und für seine Besatzung keinen anderen Wunsch. Man wollte endlich den Fremdlingen zeigen, daß man zurückzuschlagen verstand.

Auf die Frage aber, die man überall an Bord hören konnte, welche der übrigen im Hafen liegenden Kriegsschiffe die »Yamato« begleiten würden, wußte niemand eine Antwort. Man machte sich nicht allzuviel Hoffnung auf den Ausmarsch einer stattlichen Flotte. Der letzte Luftangriff der Amerikaner hatte vielen Besatzungen die Aussicht zerstört, bald wieder in See gehen zu können. Die meisten der getroffenen 16 Schiffe waren nur bedingt seeklar oder gänzlich fahrunfähig.

Es gab daher wenig Schiffe, die einem Auslaufbefehl sofort hätten folgen können, aber nur eines, das auch wirklich fahren konnte. Das war der Leichte Kreuzer »Yahagi«, der noch genügend Brennstoff hatte.

Der Heizölvorrat der übrigen fahrbereiten Schiffe reichte nicht einmal mehr aus, um nach Mitajiri zu laufen und dort zu bunkern. Der einzige noch volle Tanker, der im Hafen von Kure gelegen hatte, war ein Opfer der US-Bomben geworden.

Auch die »Yamato« hatte nur noch geringe Ölmengen an Bord. Sogar zu wenig, um auch nur die Fahrtstrecke bis Okinawa zurückzulegen. Die bange Frage, die besonders dem Stab des Schiffes ernstliche Sorgen machte, war die, ob man noch genügend Heizöl erhalten würde, um den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Alles andere befand sich ausreichend an Bord. Besonders waren in den letzten Tagen riesige Mengen an Munition für alle Kaliber bis zur Grenze der Tragfähigkeit übernommen und verstaut worden. Auch bei einem langanhaltenden Kampf würde die Artillerie so rasch keinen Mangel haben. »Yamato« würde, wenn sie erst mit dem Feind in Berührung gekommen war, zu einem feuerspeienden Berg werden.

»Vorbereitungen zum Auslaufen beendet!« blinkte kurz vor 10 Uhr die Morselampe am Mast des Schlachtschiffes über das im leichten Dunst liegende Hafenbecken, während die Sonne hinter einem matten Schleier am blaßblauen Himmel emporstieg.

»Klar bei Anker! – Anker auf!«

Rasselnd holten die mächtigen Spills die klobigen Ketten mit den Ungetümen von Ankern aus dem Grund der Bucht.

»Maschine – Achtung!«

Alle Manöverstationen waren besetzt. Jeder Befehl wurde in gewohnter Schnelligkeit ausgeführt.

Punkt zehn Uhr nahm »Yamato« als einziges Schiff Fahrt auf und strebte der Ausfahrt zu.

Es war ein großartiges Bild von Kraft und Stärke, ein letzter Abglanz einstiger Macht, als das Riesenschlachtschiff majestatisch und nahezu geräuschlos an den übrigen vor Anker liegenden Einheiten vorbeiglitt.

Auf all diesen Schlachtschiffen, Kreuzern und Zerstörern standen die Männer an Deck. Schweigend blickten sie, voller Stolz und zugleich voller Enttäuschung darüber, daß sie zurückbleiben mußten, der dahinziehenden »Yamato« nach, die allein in den Entscheidungskampf um die Vorherrschaft in der Südsee fuhr. Ein einsamer Gigant zog aus, um sich einer hundertfachen Übermacht zum letzten Kampf zu stellen.

Es war ein stummer, schwerer Abschied von dem stolzesten Schiff der japanischen Flotte. Niemand sprach es aus, aber jeder wußte: »Yamato« trat ihre letzte Fahrt an.

Denn: Konnte es einen Sieg überhaupt noch geben?

Als Befehlshaber dieses letzten Verbandes, der geschlossen in See gehen sollte, um ein Gefecht zu suchen, hatte sich Vizeadmiral Seiichi Ito mit seinem Stabschef, Konteradmiral Nobuei Morishita, und dem übrigen Personal des Stabes auf »Yamato« eingeschifft.

Auf dem Marsch durch die Suonada-See mit Kurs auf

Mitajiri wurden die letzten Vorbereitungen für das Zusammentreffen mit dem Gegner getroffen und Kriegswache gegangen. Im Befehlsleitstand unterrichtete der Kommandant an Hand der vor ihm ausgebreiteten Seekarte für das Gebiet um Okinawa seinen um ihn versammelten Stab über den beabsichtigten Operationsplan.

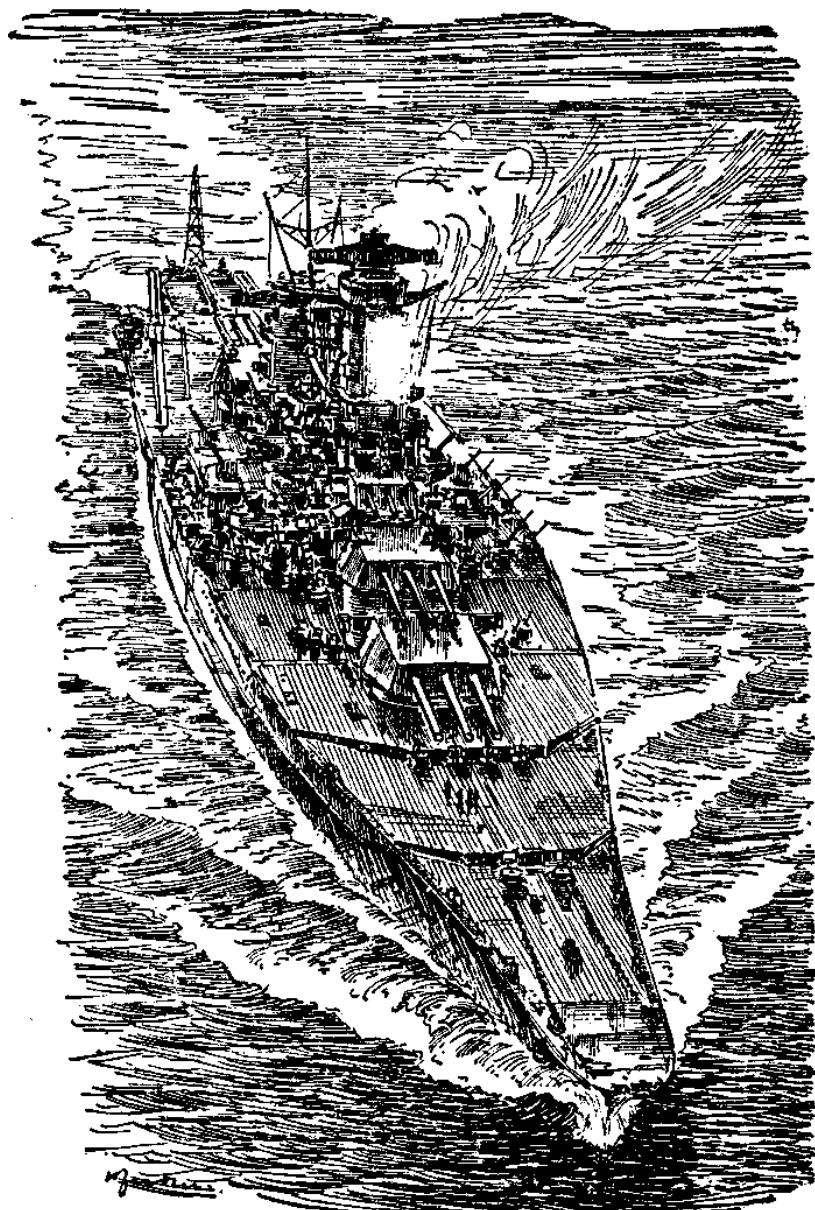
»Wir laufen zuerst nach Mitajiri, wo wir noch etwas Brennstoff erhalten werden«, sagte er ohne besondere Einleitung. »Wahrscheinlich wird es nur Sojaöl sein. Es ist aber nicht genug da, um die Bunker damit zu füllen. Nun, es wird genügen, wenn wir so viel Brennstoff bekommen, um nach Okinawa hinzukommen.«

Kapitän zur See Ariga machte eine Pause. Schweigend blickte er in die Gesichter seiner Offiziere. Sie verstanden ihn. Die bevorstehende Operation war in der Seekriegsgeschichte aller Völker wohl in jeder Hinsicht einmalig. Ein Schiff lief aus mit einem Heizölvorrat, der jede Rückkehr ausschloß. Das war mehr als Krieg, das war schwerstes Opfer auf dem Altar der Vaterlandsliebe, geboren aus der Verzweiflung eines nahe am Boden liegenden Kaiserreiches, dem keine andere Wahl mehr blieb, als auch Äußerstes, Letztes zu wagen, um die Stoßkraft des Feindes zu schwächen.

Die ernsten, verschlossenen Mienen der Offiziere verrieten nichts von einer Erkenntnis der wahrscheinlichen Sinnlosigkeit solchen Selbstauftopferns. Der Mikado (Kaiser) und seine Admirale verlangten es, die Offiziere und Soldaten gehorchten.

Würde der mögliche Erfolg den totalen Einsatz ihres Schiffes, das allein Hunderte Millionen Yen an Volksvermögen gekostet hatte, und seiner nahezu dreitausend Menschen rechtfertigen?

Schweigend verließen die Offiziere den Befehlsstand. In der Messe aber, wohin sie sich begaben, um die Mittagsmahlzeit einzunehmen, fielen doch erste erhitze Worte über Wert und Unwert dieses Selbstmordbefehls.



Die „Yamato“ auf ihrer letzten Fahrt

Sterben, wenn es Sinn hatte, wenn dem Kaiser und dem Vaterland damit gedient war, das wollten sie alle, freudig und ohne Zögern! Aber nicht, wenn dadurch nichts gerettet wurde.

Die vorzügliche Disziplin und das unbedingte Pflichtbewußtsein dieser Männer ließen es jedoch nicht zu, daß dieses erste Aufbegehren außerhalb des kameradschaftlichen Meinungsaustausches laut wurde. Sie waren Offiziere des Kaisers, die jedem Befehl blindlings gehorchten und sich eher in Stücke reißen ließen, als an eine offene Befehlsverweigerung zu denken.

So fuhren sie, wissend, daß es die letzte Reise war, westwärts, um in Mitajiri alle Kräfte zu sammeln, ehe sie endgültig die Anker lichteten.

Auf der Reede von Mitajiri hatten sich bereits die Begleitzerstörer eingefunden. Sie hatten ihres geringen Tiefganges wegen einen wesentlich kürzeren Weg durch das dem Hondo vorgelagerte Inselgewirr nehmen können, lagen hier vor Anker und warteten auf weitere Befehle.

Die mächtige »Yamato« gesellte sich zu ihnen. Bald nach ihr traf auch die »Yahagi« ein. Der Verband war damit vollzählig und wartete nur noch auf den Auslaufbefehl.

Um das bevorstehende Unternehmen streng geheimzuhalten, durfte niemand an Land. Abends um 20 Uhr wurde die gesamte Besatzung des Schlachtschiffes im Gefechtspäckchen auf die Schanz befohlen. Der Kommandant teilte Zweck und Ziel der Operation mit.

»Wir werden unser Bestes tun!« rief er mit glühender Begeisterung aus, »um die uns gestellte Aufgabe zu erfüllen, den Feind unseres Volkes von unseren Küsten zu vertreiben.«

Dann trat der Erste Offizier, Kapitän zur See Nomura, vor und rief aus: »»Yamato«, Göttlicher Wind, lebe, lebe nach deinem Namen!«

Mit drei »Banzais« auf Seine Kaiserliche Majestät schloß der

Appell.

Dreitausend Männer auf dem größten Schlachtschiff der Welt wußten, daß sie ihrem schwersten Kampf entgegenfahren würden.

Am nächsten Morgen kamen Zerstörer längsseit. Sie gaben Brennstoff für die Kessel der »Yamato« ab.

Früh am Vormittag der erste Fliegeralarm! Der Meldung nach befand sich eine Gruppe US-Flugzeugträger im Anmarsch auf die Bungo-Straße, die zwischen den beiden großen Südinseln Kyushu und Shikoku zum offenen Atlantik hinausführte.

Den ganzen Tag über stand die Besatzung auf Gefechtsstationen.

Es ließ sich aber nur ein einziges Flugzeug, eine viermotorige B 29, sehen, die trotz des rasenden Abwehrfeuers, das ihr aus allen Rohren entgegenschlug, im Sturzflug herniederkam und eine Bombe fallen ließ. Sie klatschte ins Wasser. Dann kurvte die Maschine in scharfem Bogen wieder davon.

Gar zu gern hätte man sie aus ihrer luftigen Höhe heruntergeholt. Nun würde sie die Meldung oder Fotos von der Bereitstellung eines neuen Kampfverbandes mit nach Hause nehmen und damit das Geheimnis um den vorbereiteten Gegenschlag lüften. Der Feind würde also nicht mehr überrascht werden können, sondern sich auf den Kampf vorbereiten und ihn mit jener Härte führen, die Japans Flotte in letzter Zeit nur zu oft hatte spüren müssen.

Die Unterhaltung der Offiziere, besonders der jungen, drehte sich naturgemäß um den bevorstehenden Einsatz. Die Köpfe erhielten sich in dem entstandenen Streitgespräch Schlachtschiff contra Flugzeug.

Die bitteren Erfahrungen dieses Krieges hatten gezeigt, daß auch das größte und bestgeführte Schlachtschiff den harten Schlägen einer überlegenen Luftwaffe auf die Dauer nicht

gewachsen war. Die Tragödien der deutschen Schlachtschiffe »Bismarck« und »Tirpitz«, der britischen »Prince of Wales« und des Schwesterschiffes der »Yamato« waren Argumente der Schlachtschiffgegner, die zu denken gaben.

»Seit es Flugzeugträger gibt, die ihre Bomber und Kampfflieger nach jedem beliebigen Seegebiet der Erde bringen und damit auch jedes feindliche Schiff verfolgen können, ist die Ära der Schlachtschiffe ein für alle Male vorbei. Wo sich Hunderte von Bomben- und Torpedoflugzeugen auf ein Schlachtschiff stürzen können, ist dieses dem Untergang geweiht.«

Das waren Worte eines sonst sehr besonnenen Korvettenkapitäns, das betretenes Schweigen auslöste, weil niemand etwas dagegen zu sagen vermochte. Jedes Wort war leider nur zu wahr.

Als dann aber ein Motorboot anlegte, aus dem fünfzig Seekadetten an Bord des Schlachtschiffes stiegen, um es – zum Abschied – zu besichtigen, wobei sie von den Offizieren empfangen und durch alle Räume des stählernen Riesen geführt wurden, ließ sich jedermann wieder von der Begeisterung der jungen Männer mitreißen. Mit leuchtenden Augen betrachteten die Besucher alles, was man ihnen zeigte und erklärte. Sie sparten nicht mit ihrer Bewunderung für dieses stolze, einmalige Schiff. Viele von ihnen baten inständig darum, an Bord bleiben und mit in den großen Kampf ziehen zu dürfen.

»Geduldet euch! Auch ihr werdet eines Tages auf einem solchen Schiff Dienst tun. Es können nicht alle gleichzeitig für das Vaterland kämpfen und ...«

Das Wort »sterben« blieb unausgesprochen.

Ein Ruf durch die Lautsprecher: »Alle Divisionen klar zum Sake-Empfang!« brachte neues Leben in die Besatzung. Dieser Befehl war das Zeichen des nahenden Auslaufens. Mit Sake, dem japanischen Reiswein, sollten sich die Männer zum letzten

Male zutrinken.

Auch die Kadetten wurden zu einem Toast in die Offiziersmesse eingeladen. Man erhob die Tassen und leerte sie auf das Wohl Seiner Kaiserlichen Majestät.

Dabei entfiel dem Navigationsoffizier das dünne Porzellan und zerbrach klirrend am Boden. Spöttische Blicke trafen den Offizier, der so das »Gesicht verlieren« konnte.

Gesenkten Hauptes verließ er schweigend den Raum.

In allen brannte das stolze Bewußtsein, daß bald die letzte Fahrt ihres gewaltigen Schiffes beginnen werde. Sie alle würden wohl ein Grab in den Wellen des Ozeans finden. Aber jeder war entschlossen, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen.

Um 23 Uhr ging dieser letzte friedliche Tag zu Ende.

»Es ist schön, daß sich jeder dieses Tages erfreut hat«, sagte der Erste Offizier in freundschaftlich-leichtem Ton. »Jetzt ist unsere Stunde gekommen! – Klar-Schiff-Zustand herstellen!«

Zwei Zerstörer kamen längsseit, einer an Backbord, der andere an Steuerbord.

Die letzte Ölübernahme! Zugleich wurden von »Yamato« alle unwesentlichen Dinge und sämtliche Privatsachen der Besatzung von Bord gegeben. Zum Schluß stiegen die fünfzig Kadetten über. Sie trennten sich schweren Herzens von dem Schlachtschiff, das ihre Liebe zu der Kaiserlichen Marine noch mehr gestärkt hatte.

Der Kommandant hatte befohlen, alle Kranken von Bord zu geben.

Einigen entbehrlichen Männern über vierzig Jahren hatte er freigestellt, ob sie mitfahren oder gleichfalls aussteigen wollten.

Die ganze Nacht hindurch wurden die letzten Kampf vorbereitungen getroffen. Noch aber war der Einsatzbefehl nicht eingetroffen.

In der Frühe des nächsten Morgens meldete das Kaiserliche

Hauptquartier durch Funkspruch, daß sich der Kampf um Okinawa verschärft habe. Die Verteidiger wurden von starken Landungseinheiten des Gegners erheblich bedrängt und mußten Schritt für Schritt zurückweichen.

Die Männer auf »Yamato« brannten darauf, endlich an den Feind zu kommen, um die Kameraden auf der Insel zu unterstützen.

Aber noch immer wurden die Anker nicht gelichtet. Hatte man die Sinnlosigkeit des Planes erkannt und schreckte nun doch in letzter Stunde davor zurück, zehn Schiffe und mehrere tausend Mann in den sicheren Tod zu schicken?

Als dann aber die Meldung eintraf, daß US-Flugzeuge die Schiffsansammlung auf der Reede von Mitajiri anflogen, gingen »Yamato«, der Leichte Kreuzer und acht Zerstörer sofort Anker auf und nahmen Kurs auf den Bungo-Kanal, um bei dem zu erwartenden Angriff beweglich zu sein.

Die Flugzeuge ließen sich jedoch nicht sehen, so daß der Verband gegen Abend wieder kehrtmachen und auf die Reede von Mitajiri zurücklaufen konnte.

Nur ein Aufklärer kreiste von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang außerhalb der Reichweite der Abwehrgeschütze ständig über den Einheiten, beobachtete jede ihrer Bewegungen und funkte alle wichtigen Meldungen sofort an den amerikanischen Befehlshaber. Dem entging somit nichts von dem, was die letzte japanische Flotte tat.

Und wieder hieß es für die Männer auf »Yamato« und den anderen Einheiten: warten – warten. Niemand wußte, wann es nun eigentlich losging. Auch der Verbandschef, Vizeadmiral Ito, wußte das nicht. Er wartete ebenso ungeduldig wie seine Offiziere auf den Auslaufbefehl.

Die Nacht – die letzte? – war vergangen, ein neuer Morgen angebrochen, da schnarrten die Lautsprecher: »Achtung! – Achtung!«

Alles an Bord horchte auf.

»Postschluß zehn Uhr! – Sechzehn Uhr seeklar! – Achtzehn Uhr alle Mann auf die Back (Vorschiff)!«

Noch einmal setzten sich viele Männer hin und schrieben ein paar Zeilen an die Angehörigen daheim. Es war der letzte Gruß und zugleich das Testament.

Mit dem Einwurf in den Bordbriefkasten war die letzte Verbindung mit der Heimat gelöst.

Aber auch die Heimat schickte noch einen Gruß. In den Wohndecks erhielten die Männer ein Geschenk Seiner Majestät: Zigaretten, kleine Flaschen Sake und andere erfreuliche Dinge.

Wer zum Dienstantritt den Raum verließ, verbeugte sich, das Samurai-Schwert, das Zeichen des Soldaten, an der Seite und ein weißes Bündel, in dem sich eine saubere Uniform befand, in der Hand, tief und schweigend vor den Anwesenden, die den Gruß durch ein leises Raunen von Wünschen erwidernten. So war es Sitte unter japanischen Kriegern.

Nachmittags machte »Yamato« seeklar. Am Mast stieg die Gefechtsflagge empor. Alle Mann befanden sich auf Gefechtsstationen.

Punkt 16 Uhr begannen sich die vier gewaltigen Schrauben der »Yamato« zu drehen. Mit der Flagge des Admirals der Zweiten Flotte im Topp setzte sich das Riesenschlachtschiff vor den kläglichen Rest der kampfbereiten japanischen Flotte mit Kurs feindwärts.

Im Kielwasser der »Yamato« folgte die »Yahagi«. Die sieben Zerstörer »Fuyutsuki«, »Suzutsuki«, »Yukikaze«, »Kasumi«, »Isokaze«, »Hamakaze« und »Hatsushima« fuhren U-Boot-Sicherung.

Mit 12 Knoten Marschfahrt ging es durch den Bungo-Kanal, dem Pazifik entgegen. Eine höhere Geschwindigkeit sollte nach Möglichkeit nicht gelaufen werden, um mit dem knappen Brennstoff so lange wie möglich auszukommen.

Um 18 Uhr stand die gesamte Besatzung, soweit sie an den

Stationen für kurze Zeit entbehrlich war, auf der Back angetreten. Der Kommandant mußte jedoch auf der Brücke bleiben. An seiner Stelle verlas der Erste Offizier die Worte des Telegramms, das der Flottenchef kurz vor dem Auslaufen an die Besatzung des Schlachtschiffes gerichtet hatte:

»Macht diese Operation zum Wendepunkt des Krieges!«

Die Gesichter die dem Ersten Offizier entgegenblickten, verrieten die Entschlossenheit, diesem Wunsch des Flottenchefs zu folgen.

Kimigayo, die Nationalhymne der Japaner, klang aus mehr als zweitausend rauhen Kehlen auf, ihre folgten kriegerische Lieder, und dann noch einmal drei Banzais für Seine Kaiserliche Majestät.

Dann eilte alles auf Gefechtsstation.

Schäumend zerteilte der wuchtige Bug des Schlachtschiffes das Wasser des breiten, jedoch mit zahllosen kleinen Inseln besäten Bungo-Kanals, in dem bereits der Feind lauerte.

Es war ein amerikanisches U-Boot, das in der dritten Stunde nach dem Auslaufen den Verband sichtete und ihn sofort über Kurzwelle meldete.

In dieser Nacht konnten keine Beobachtungsflugzeuge mehr aufsteigen. Die Japaner durften aber sicher sein, daß sich vom ersten Lichtstrahl des neuen Tages an ein Flugzeug an ihren Verband hängen und ihn nicht mehr aus den Augen lassen würde.

Aber die Radarbeobachter auf »Yamato« und den anderen Schiffen waren auf Posten. Sie orteten das U-Boot fast in derselben Minute, in der ihre Schiffe von ihm ausgemacht wurden. Seine Signale wurden abgehört und entschlüsselt. Man wußte also auf dem Schlachtschiff, daß der Marsch der japanischen Flotte zu keiner Überraschung des Gegners führen würde. Er war gewarnt und würde sich darauf vorbereiten.

Was aber würde das U-Boot jetzt tun? Angreifen – oder Fühlung halten?

Die Männer am Radarschirm ließen den hellen Punkt, der das U-Boot verriet, nicht mehr aus den Augen. Laufend gingen ihre Meldungen über dessen Bewegungen an den Kommandostand.

Der Gegner verlegte sich aufs Fühlungshalten. Mit der 12-Knoten-Fahrt konnte er nachts über Wasser bequem Schritt halten. Von Zeit zu Zeit zirpte sein Funker Kurs und Geschwindigkeit des Verbands in den Äther, und vom jenseitigen Empfänger kam stets prompt das Verstandensignal.

Auf der Brücke des Super-Schlachtschiffes herrschte während der Kriegsmarschfahrt tiefes Schweigen. Stumm verrichteten die etwa zwanzig hier stehenden Männer ihre Aufgaben. Es war nahezu stockdunkel in dem Raum. Die Gestalten waren nur an ihren Silhouetten zu erkennen, wenn sie sich einmal kurz bewegten. Die höheren Offiziere trugen, um sie überhaupt erkennen zu lassen, Leuchtbuchstaben an ihren Mützen, die seltsam geisterhaft im Raum zu schweben schienen.

Kurze Meldungen, halblaut gesprochen, und ebensolche Antworten bildeten neben dem Summen und Brummen der verschiedenen Apparate die einzigen Laute. Ernst und verschlossen waren die Gesichter, wenn sie sich in dem matten Schein einer abgeblendeten Skalenlampe widerspiegeln.

Bei Tagesanbruch des 7. April erreichte der japanische Verband den Osumi-Kanal an der Südspitze der Insel Kyushiu, den er mit Westkurs passierte.

Zur selben Zeit stellten sich die beiden ersten feindlichen Beobachter in der Luft ein, welche die Flotte in weiten Bögen umkurvten. Sie ließen sich auch nicht von ihrer Aufgabe abbringen, als die »Yamato« ihr letztes noch an Bord befindliches Flugzeug katapultierte. Es sollte versuchen, die feindlichen Beobachter zu vertreiben, dann eigene Aufklärungsflüge durchführen und nach Abgabe seiner Meldungen nach Kagoshima, der Marine-Luftbasis,

zurückfliegen. Es wäre sinnlos gewesen, die Maschine mit zum Grund des Meeres zu nehmen.

Der Erfolg war aber nur unbedeutend. Der Gegner ließ sich durch das Flugzeug nicht im geringsten beirren, und von den Aufklärungsflügen brachte es keine nennenswerten Ergebnisse mit.

Es war bitter für den Verband, daß ihm nicht der geringste Jagdschutz beigegeben werden konnte. Die Beobachter wären ihm sonst längst zum Opfer gefallen. Außerdem hätten die Jäger bei späteren Angriffen aus der Luft wirksam in die Verteidigung eingreifen können.

Es waren aber einfach keine Jagdmaschinen mehr startbereit. Zudem hätten es einige Hundert sein müssen, um die zu erwartende Masse der feindlichen Trägerflugzeuge abzuwehren.

Die japanische Wehrmacht lag in den letzten Zügen, und was sie tat, waren nur noch Verzweiflungsakte. Der Zeitpunkt der Kapitulation war längst gekommen, obgleich noch kein feindlicher Soldat das Mutterland betreten hatte. Es war aber bis zum letzten ausgezehrt, seine Kräfte, vor allen Dingen seine Vorräte und Kriegsgeräte, waren nahezu verbraucht.

Trotzdem wurde weitergekämpft, in der Hoffnung auf das große Wunder, auf eine göttliche Fügung wie einst, als der Hunnenführer mit seiner Flotte vor der japanischen Küste stand und von einem Götterwind, dem »Yamato«, weggefegt worden war.

Ein solcher Sturm war tatsächlich eingetreten. Er hatte mit einer Gewalt den Pazifik aufgepeitscht, wie man sie seit Menschengedenken nicht mehr beobachtet hatte. Es war im Dezember 1944 gewesen, nach Beendigung der Leyte-Schlacht. Diesem Orkan, der mehrere Tage lang getobt hatte, wäre auch eine hundertmal stärkere Flotte als die des Hunnenkönigs restlos zum Opfer gefallen, wenn es sich nicht um die US-Streitmacht mit ihren Ungetümen von

Flugzeugträgern und Schlachtschiffen gehandelt hätte.

Aber selbst ihr hatte dieses Wetter sehr zu schaffen gemacht. Das Barometer hatte einen Stand von 926 Millibar gezeigt, wahrscheinlich dem tiefsten, der jemals abgelesen wurde. Der Wind erreichte Geschwindigkeiten bis zu 230 Stundenkilometer, das waren 64 Meter in der Sekunde.

Drei Zerstörer wurden dabei von den mehr als zwanzig Meter hohen Wogen zerschlagen und gingen unter. Sie nahmen weit über 700 Menschen mit in die Tiefe. Über 80 Verletzte lagen in den Schiffslazaretten.

Von den Trägern wurden 146 Flugzeuge entweder glatt über das Deck in die See geblasen oder so zertrümmert, daß sie völlig unbrauchbar geworden waren.

Vier Leichte Träger, drei Geleitträger, ein Leichter Kreuzer, sieben Zerstörer und ein Tankdampfer hatten – zum Teil mit erheblichen Verwüstungen an Bord – nach dem Atoll Ulithi zurücklaufen müssen, um sich dort in Reparatur zu begeben.

Die übrige Flotte war durch den Taifun in alle Winde zerstreut worden und hatte noch tagelang danach Mühe gehabt, sich wieder zu sammeln.

Das geplante Unternehmen gegen Luzon hatte abgeblasen werden müssen, aber der Sturm hatte die US-Flotte nicht vernichten können.

Der von den Japanern ersehnte Götterwind besaß nicht die Kraft, die Erzeugnisse einer modernen Kriegstechnik zu zerschlagen.

Auch am 7. April war das Wetter schlecht. Die Wolken jagten in kaum zweihundert Meter Höhe in dicken, dunklen Ballen dahin und bildeten ein ideales Versteck für die beiden Martin-Patrouillen-Flugzeuge, die darin herumkurvten und nur von Zeit zu Zeit für kurze Augenblicke durchbrachen, um einen Blick auf den marschierenden Verband zu werfen.

Es war 12 Uhr mittags am 7. April 1945. Der Verband, geführt von dem Schlachtschiff »Yamato«, stand auf halbem Weg zwischen Mitajiri und Okinawa. Außer dem anfangs georteten, später aber verlorenen feindlichen U-Boot und den unablässig am grauen Himmel kurvenden Aufklärern hatte es bislang noch keine Feindberührung gegeben.

Das Wetter war für einen Angriff feindlicher Trägerflugzeuge nicht besonders günstig, da das Starten und Landen auf den heftig auf- und niederschwankenden Decks der Schiffe erhebliche Schwierigkeiten bereitete. Dennoch rechnete sowohl die Verbandsführung als auch die Schiffsleitung mit dem Auftauchen von US-Maschinen, weil deren Hartnäckigkeit bekannt war und sie jede Chance nutzten, um zu einem Schlag auszuholen. In der dicken, niedrig hängenden Wolkendecke, aus der bereits seit Stunden unablässig schwerer Regen herniederfiel, fanden sie genug Möglichkeiten, ungehindert ans Ziel zu kommen. Bei dieser Lage konnte ihnen das Schlachtschiff auch seine 46-cm-Schrapnells nicht entgegenschleudern, die wegen ihrer enormen Streukraft gefürchtet waren.

Die Amerikaner ließen sich durch das Wetter aber in keiner Weise von ihrem Vorhaben abbringen, den japanischen Verband noch vor Erreichen des Seegebiets um Okinawa zu vernichten. 400 Trägermaschinen wurden seit der ersten Schichtmeldung klargemacht und zum Start gebracht. Wenn auch nur jede zehnte Maschine einen Treffer auf »Yamato« oder einem ihrer Begleiter erzielte, konnte von der japanischen Restflotte nicht mehr viel übrigbleiben. Es war den Amerikanern längst bekannt, daß nicht ein einziger Jäger den Verband begleitete. Sie hatten also lediglich mit der Bordflak zu rechnen, die bei dieser niedrigen Wolkendecke nicht sonderlich erfolgreich zur Geltung kommen würde.

Noch nahm man auf »Yamato« nichts von den Flugzeugen wahr, die seit einer halben Stunde von einem Dutzend

amerikanischer Träger aufstiegen, die in dem Seegebiet nordöstlich von Okinawa standen.

Um 12 Uhr 20 aber kam aus dem Radarraum des Schlachtschiffes die erste Meldung. Auf der Mattscheibe waren Punkte aufgetaucht, die eine anfliegende Formation verrieten.

»Fliegeralarm!«

Am Mast des Schlachtschiffes ging ein entsprechendes Flaggensignal für die übrigen Schiffe hoch. Gleichzeitig dröhnte der Alarmruf aus allen Lautsprechern und brachte den wachfreien Teil der Besatzung auf die Beine und an die Gefechtsstationen.

»Zwei ›Grummans‹ Backbord fünfundzwanzig Grad, Höhe acht Grad, Entfernung vierzighundert! Kurs nach Steuerbord!«

Alles, was an Deck, auf der Brücke und an den Geschützen stand, blickte voll gespannter Aufmerksamkeit den Maschinen entgegen, die man bereits mit bloßem Auge erkennen konnte.

Der Schicksalskampf für das Schlachtschiff »Yamato« war angebrochen.

Noch aber waren die Flugzeuge zu weit entfernt, als daß die Flak ihren Sperrgürtel erfolgreich hätte um das Schiff legen können. Die 46-cm-Geschütze konnten auf so kurze Entfernung nichts ausrichten. Ihr Wirkungsbereich lag in der Weite.

Da schrie auch schon jemand: »Neues Ziel – fünf Flugzeuge – nein zehn – nein dreißig und noch mehr.«

Vor Erregung überschlug sich seine Stimme, als der Mann jene große Welle feindlicher Maschinen erkannte, die mit donnernden Motoren aus der Wolkendecke hervorbrachen und die Schiffe erst einmal umkreisten.

»Über hundert Feindflugzeuge im Angriff!« rief nun auch der Navigationsoffizier.

Hundert Flugzeuge! Und jedes trug zwei Torpedos oder zwei schwere Bomben. Gleich mußte ein todbringender Eisenhagel herabregnен.

»Feuererlaubnis!«

Auf »Yamato« begann jetzt ein Höllenspektakel aus 24 schweren und 150 leichten Flak-Rohren, die in schneller Reihenfolge Granate auf Granate den Angreifern entgegengespielt und von den Geschützen der Zerstörer und des Leichten Kreuzers unterstützt wurden. Sie legten eine Glocke aus splitterndem Eisen um das Schlachtschiff, die zu durchbrechen großen Schneid erforderte.

Gleichzeitig drehte »Yamato« auf und begann, 24 Knoten laufend, in Zickzackkursen den Amerikanern das gezielte Abwerfen ihrer todbringenden Lasten zu erschweren.

Die ersten Maschinen setzten zum Sturzflug an. Mitten hinein in das rasende Abwehrfeuer des Schlachtschiffes.

Bomben fielen. Schaukelnd kamen die unheimlichen Dinger mit häßlichem Fauchen näher. Dann gab es zu beiden Seiten des Schiffes einen Höllenkrach und himmelhohe Fontänen,

Diese ersten Bomben gingen daneben. »Yamato« hatte sie ausgekurvt. Sie waren jedoch nur der Auftakt zu einem Feuertanz, der sich in Einzelheiten nicht beschreiben läßt, weil es keinem Menschen an Bord möglich war, alle Geschehnisse zugleich zu erfassen und in sich aufzunehmen. Was die Überlebenden an Schilderungen mitbrachten, waren nur Bruchstücke dessen, was sich in Wirklichkeit an stillem Heldenmut und Opferbereitschaft zugetragen hat.

Zahllose Bomben und Torpedos hagelten jetzt auf das letzte große Schlachtschiff Japans herab. Es war ein Wunder, daß die »Yamato« nicht schon bei diesem ersten Angriff in Grund und Boden geschlagen wurde.

Die Meldungen über die gesichteten Torpedos, die von allen Beobachtungsständen zur Brücke kamen, überstürzten sich, weil die Maschinen systematisch aus allen Richtungen in völlig regellosen Angriffen auf das Schlachtschiff herabgebrust kamen und abwarfen, was sie für den Riesen mitgebracht hatten.

Unfaßbar schien es, daß der Kommandant all diese Meldungen in sich aufnehmen und im Krachen und Bersten der Abschüsse und der Einschläge mit kalter Überlegung blitzschnell darauf zu reagieren vermochte, indem er dem Gefechtsrudergänger die Kursänderungen zurief, die notwendig waren, um den heransurrenden Torpedos auszuweichen. Oft genug gelang es nur um Haarsbreite.

Dann aber gab es die erste harte Erschütterung. Einer der Torpedos hatte sein Ziel erreicht und die Bordwand an Backbord\* vorn aufgerissen. Kurz darauf krachten zwei 250-kg-Bomben gleichzeitig auf das Achterschiff hernieder und zerrissen dort, was sich ihnen in den Weg stellte.

Die ersten Toten und Verwundeten lagen am Boden und wurden rasch beiseite gelegt oder zum Gefechtsverbandplatz geschafft.

Zwischendurch beschossen die abfliegenden Maschinen das Deck mit Bordwaffen, besonders aber die Brücke. Prasselnd flogen die Geschosse gegen die Panzerplatten und durch die Sehschlitzte. Drei Männer fanden dabei den Tod.

Unter den Zerstörern gab es einen schweren Verlust. »Hamakaze« wurde von Lufttorpedos und mehreren Bomben so schwer getroffen, daß sie sich innerhalb weniger Minuten mit wegsackendem Bug steil in die Höhe stellte und in die Tiefe schoß. Wirbelnder Schaum und Wrackteile waren alles, was von dem Zerstörer übrigblieb. Einige Dutzend Männer, die im letzten Augenblick von Bord gesprungen waren, schwammen hilflos im Wasser.

25 Minuten dauerte dieser erste Angriff. Dann flog die feindliche Welle davon. Ihre Verluste durch die Flak des japanischen Verbandes waren nur gering. Der Angriff war zu überraschend gekommen.

»Nach ihrer Geschicklichkeit und Tapferkeit zu urteilen, müssen es wohl die besten Piloten des Feindes gewesen sein«,

---

\* Links, in Fahrtrichtung gesehen

sagte der Chef des Stabes in der nun entstandenen Gefechtspause. Es war ehrliche Anerkennung für die Leistungen der Flieger.

Glücklicherweise waren die Schäden auf »Yamato« nicht erheblich. Am schlimmsten hatte die zweite Bombe gewütet. Sie war mitten in den achteren Radarraum gegangen, hatte ihn buchstäblich in zwei Teile gespalten, obwohl die Wände aus dickem Stahl bestanden, und in seinem Innern eine Verwüstung angerichtet, in der auch nicht die kleinste Spur eines der vielen Geräte mehr zu finden war. Alles, was sich in diesem Panzerraum befunden hatte, Männer sowohl wie Apparate, war von der Gewalt der 250-kg-Bombe buchstäblich atomisiert worden.

Fähnrich Yoshida, der auf der Brücke stand, erhielt Befehl, nach achtern zu gehen, den Raum zu kontrollieren und Schadensmeldung zu machen.

Als der junge angehende Offizier vor dem Ort stand, der eigentlich seine Gefechtsstation war und wo er selbst gewesen wäre, wenn er nicht gerade Brückenwache gehabt hätte, wurde er blaß bis unter die Haarwurzeln.

Der Radarraum bot ein Bild so vollkommener Zerstörung, daß jeden das Grauen packte, der hineinblickte. Das Schicksal aber hatte es gewollt, daß er, Fähnrich Yoshida, nicht zu denen zählte, die man auf diesem Schiff nicht mehr wiederzufinden vermochte.

Ein gewaltiges Dröhnen schreckte den stumm und starr dastehenden jungen Mann auf.

Als er in die Höhe blickte, sah er eine zweite Welle von feindlichen Flugzeugen, deren Anzahl er nicht mehr zu überblicken vermochte, von mehreren Seiten gleichzeitig auf das Schlachtschiff zugebraust kommen.

Mit dem Gedanken, nicht auch noch hier an dieser Stätte des Grauens sterben zu müssen, rannte er, so schnell es ging, zur Brücke zurück.

Um ihn herum brüllten und krachten die Geschütze und knallten Bombeneinschläge mit derartiger Vehemenz, daß er benommen die eisernen Sprossen zum Turmmast emporkletterte.

Auf halber Höhe gab es plötzlich in seiner Nähe ein höllisches Aufbrüllen. Von dem dabei entstandenen Luftdruck wurde der Fähnrich so heftig gegen die Leiter gepreßt, daß er meinte, sich den Brustkorb eingedrückt zu haben. Als er die Augen wieder aufschlug und um sich blickte, sah er dort, wo eben noch eine Maschinenkanone gewesen war, nur noch eine dicke, weiße Rauchwolke emporwallen. Ein Bombenvolltreffer hatte sie pulverisiert.

Durch neben ihm gegen die Stahlplatten peitschende MG-Geschosse aufgeschreckt, enterte Fähnrich Yoshida die restlichen Stufen empor und machte oben auf der Brücke seine Meldung:

»Im achteren Radarraum alles tot! Sämtliche Geräte ausgefallen, Gebrauch unmöglich.«

Es war aber nicht sicher, ob auch nur einer der anwesenden Offiziere diese Worte in sich aufnahm, denn es brüllte, krachte, tobte und kreischte rundherum in einem Inferno, wie es noch niemand von ihnen bisher erlebt hatte.

Ununterbrochen flogen die Maschinen dieser zweiten Welle ihre Angriffe. Zwei bis drei Flugzeuge kamen gleichzeitig angebraust und warfen Torpedos ab. Ihre silbrigen Bahnen schossen geradewegs auf das mit nunmehr höchster Fahrt davonjagende Schlachtschiff zu.

Gewaltige Explosionen, stechende Lichtblitze und schleudernder Luftdruck ließen die Treffer des Feindes nicht mehr von den eigenen Abschüssen unterscheiden. Nur noch auf Grund der Meldungen, die von den einzelnen Abteilungen des Schiffes zur Brücke gelangten, konnte man sich ein ungefähres Bild machen, wie es auf »Yamato« aussah.

Nacheinander wurden drei Torpedotreffer an Backbord

gemeldet. Einer davon direkt unter dem Brückenturm. Alle drei hatten die Bordwand aufgerissen.

Die Geschwindigkeit des Schiffes wurde aber dadurch nur unerheblich herabgemindert. Der japanische Riese konnte diese Wunden vertragen, ohne gleich daran zu verbluten.

Noch immer flogen neue Maschinen an. Nicht mehr im Sturzflug und blindlings in die Feuerglocke hinein, sondern mit der Kaltblütigkeit perfekter Taktiker, die jede Chance zu nutzen wußten.

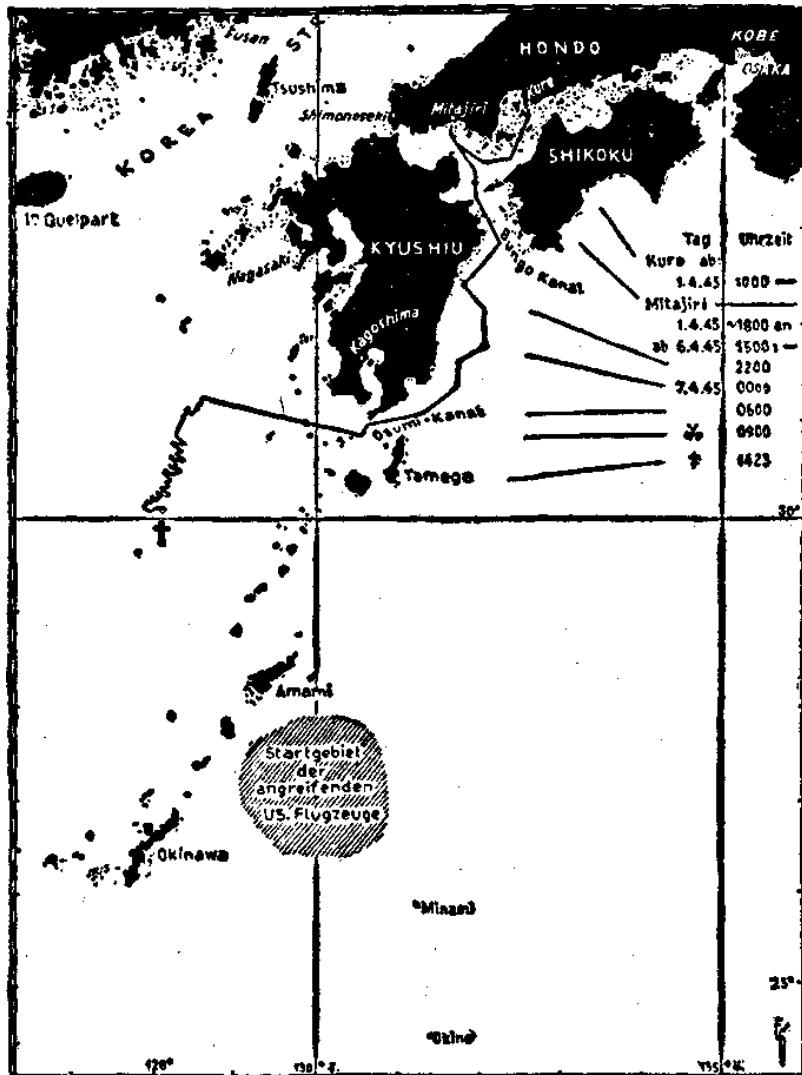
Bis auf Abwurfentfernung kamen sie in wilden Zickzackflügen heran, so daß die Männer an den Fla-Geschützen die Rohre einfach nicht mehr mitschwenken konnten. Nur für die wenigen Sekunden des Zielens und Abwerfens flogen die Angreifer sturen Kurs, um dann, nachdem sie ihre Last losgeworden waren, mit unheimlicher Gewandtheit wieder in den Zickzackflug überzugehen und sich so dem direkten Beschuß zu entziehen.

Hier und da barst eine der Maschinen durch einen Volltreffer in der Luft aufeinander oder stürzte mit langer Rauchfahne senkrecht ins Meer, aber fast alle hatten bereits ihre Last abgeworfen, die sich nun da es zumeist Torpedos waren, mit beängstigender Zielstrebigkeit dem Schlachtschiff entgegenbohrten.

Der größte Teil der Angreifer flog so unversehrt davon, wie er gekommen war, denn die Abwehr des Schiffes wurde zusehends schwächer. Einer der Maschinenkanonen-Türme nach dem andern erhielt Volltreffer und wurde einfach weggeblasen.

Eine ganze Bombenreihe ging dicht vor dem Bug der »Yamato« ins Wasser. Sie übergöß mit masthohen Fontänen das hindurchjagende Vorschiff mit einem Wasserschwall, der die Aufbauten eines Zerstörers glatt zerschlagen hätte.

Schließlich hatte auch die zweite Welle ihre Aufgabe durchgeführt und flog davon.



*Der Kurs der „Yamato“ auf ihrer letzten Einsatzfahrt  
bis zum Untergang*

Hatte »Yamato« nun erst einmal Ruhe vor den Trägerflugzeugen? Konnte sie ihre Gefechtsschäden notdürftig ausbessern?

Ein Rundblick auf die Begleiter verriet, daß der Leichte Kreuzer »Yahagi« zurückgeblieben war und schwere Schlagseite hatte. Zwei Zerstörer, die herbeisignalisiert worden waren, hielten auf ihn zu.

Doch noch ehe man sich auf dem Schlachtschiff über die augenblickliche Gefechtslage des Verbandes klarwerden konnte, kam wie ein infernalisches Unwetter die dritte Feindwelle, wiederum mit rund hundert Maschinen.

Die erste Gruppe dieser Flugzeuge, die schon im Begriff war, sich auf »Yamato« zu stürzen, schwenkte plötzlich ab und nahm sowohl den gestoppt liegenden Leichten Kreuzer und einen der gerade herangekommenen Zerstörer ins Visier.

Innerhalb weniger Minuten wurde »Yahagi« von zehn Torpedos regelrecht durchsiebt.

Auch »Isokaze« erhielt schwere Treffer. In eine riesige Qualmwolke gehüllt, verschwand der Kreuzer in der aufgurgelnden See, während der Zerstörer brennend und mit schwerer Schlagseite liegenblieb.

Und dann kam »Yamato« an die Reihe.

Gleich wütenden Moskitos schwärmt die Trägerflugzeuge heran und bearbeiteten das rasend um sich feuernde Schlachtschiff mit ihren todbringenden Stacheln.

An Bord brach ein Vulkan aus, wie er brüllender, feuerspeiender nicht mehr sein konnte. Der einzelne Mensch auf dem Schiff war ohnmächtiger als eine Ameise in einem zertretenen Haufen. Die Sinne versagten, die Glieder arbeiteten nur noch mechanisch, vom Unterbewußtsein getrieben.

Befehle, Rufe, Schreie gingen unter im Bersten von Stahl und Eisen, im rasenden Bellen der noch intakten Abwehrgeschütze und in der Explosionswucht der Treffer. Wabernde Hitze, Rauch, Pulverqualm und der Schweiß, der

das Zeug am Körper kleben ließ, erreichten die Grenze des Erträglichen.

Die Männer auf »Yamato« erlebten den jüngsten Tag, wie er grausamer nicht vorstellbar schien.

Der Todesstoß, der dem Super-Schlachtschiff von den herandröhnenenden Maschinen zugesetzt war, ließ nicht lange auf sich warten.

In kurzen Abständen trafen fünf Torpedos, wieder alle an Backbordseite, die unter Wasser liegende, ungepanzerte Außenhaut und rissen riesige Löcher in den Schiffskörper. Durch sie flutete das Wasser in Kaskaden herein und verursachte eine erhebliche Schlagseite des Schiffes.

Um es vor dem Kentern zu bewahren, müßte schleunigst gegengeflutet werden.

Die Steuerbord-Maschinen- und Kesselräume waren die größten Räume im Schiff, die zugleich am tiefsten lagen. Man wollte telefonisch die Männer dort unten warnen. Sie taten bis zum letzten Augenblick ihren schweren Dienst und wußten nicht, wie es draußen und um das Schiff stand. Ehe sie aber die Nachricht erreichte, sich in Sicherheit zu bringen, wurden sie von dem einströmenden Wasser und dem brühheißen Dampf aus den zerrissenen Kesseln und Rohrleitungen zu Tode gemartert. Sie starben dort unten, ohne die Sonne noch einmal wiedergesehen zu haben, für einen Kaiser, den sie als Gott verehrten und dessen Leben ihnen wertvoller war als das eigene.

Von den vier Maschinen der »Yamato« fielen drei aus. Es drehte sich nur noch eine Schraube. Mit ihr versuchte man, das Riesenschiff in Fahrt zu halten.

Die Geschwindigkeit sank auf 9 Knoten herab und machte das Schiff damit nahezu bewegungsunfähig.

Auf diesen völlig lahmgeschlagenen Riesen, der sich nur noch aus vereinzelten Rohren zur Wehr setzte, krachten weiterhin die Bomben der Angreifer herab.

Daß sich bereits die vierte Angriffswelle über dem Schlachtschiff befand und aus frischen Vorräten abermals Hunderte von Bomben und Torpedos herabfallen ließ, wußte schon niemand mehr auf der »Yamato«. Die Sinne und die Nerven versagten einfach den Dienst in diesem Toben, bei diesen verwegenen Angriffen der Amerikaner, die auch den letzten Stolz Nippons gewaltsam brechen wollten.

Von den sieben Zerstörern, die »Yamato« begleitet hatten, waren nur noch zwei kampffähig übriggeblieben: »Fuyutsuki« an Backbord und »Yukikaze« an Steuerbord. Die übrigen fünf waren entweder unter den Schlägen der US-Flugzeuge gesunken, oder sie lagen brennend und mit schwerer Schlagseite bewegungslos und ließen keinen einzigen Schuß mehr hören.

Endlich war eine Pause eingetreten. Auch die letzte Welle war davongebraust.

Vierhundert amerikanische Flugzeuge hatten im Verlauf von etwa 90 Minuten einen Sprengstoffregen auf den japanischen Verband niederfallen lassen, der ausgereicht haben würde, um eine Kleinstadt dem Erdboden gleichzumachen.

Die »Yamato« und zwei ihrer Zerstörer schwammen aber noch immer.

Wie aber sah das Schlachtschiff aus! Es bot ein Bild trostloser Verwüstung. Jegliche Befehlsübermittlung war ausgefallen und der größte Teil der Geschütze unbrauchbar. Feuer wütete an mehreren Stellen und konnte trotz aller Verzweiflungsversuche der Besatzung nicht eingedämmt werden.

Ein Volltreffer hatte das gesamte Schiffslazarett mit allen Ärzten, dem Pflegepersonal und allen Verwundeten restlos vernichtet.

Die Schlagseite des Schiffes war nicht mehr abzugleichen und nahm stetig zu. Decks und Aufbauten bestanden fast nur noch aus verbogenen, zerrissenen Stahlplatten und einem

Gewirr aus Eisen, dessen ursprüngliche Bedeutung kaum noch jemand zu erkennen vermochte.

Ganz unmöglich aber war es, einen Überblick über die Gesamtzahl der Verwundeten und Toten zu bekommen, so sehr sich auch einige Offiziere, darunter der Fähnrich Yoshida, darum bemühten. Das Schlachtschiff war ein einziges Chaos.

Daß es überhaupt noch schwamm und sogar noch fuhr, wenn auch nur im Schneekentempo, mußte beinahe als ein Wunder angesehen werden, denn die Lecksicherungszentrale war längst ausgefallen und der größte Teil des Lecksicherungspersonals getötet oder verwundet.

Es gab an Bord kaum noch jemand, der daran dachte, die entstandenen Riesenlöcher zu dichten, weil hier jede menschliche Kraft einfach versagen mußte.

Gab sich der Feind mit diesem Erfolg zufrieden?

Es war unmöglich, daß »Yamato« ihre Aufgabe noch durchführen konnte.

Das Schlachtschiff war ein sterbender Riese geworden, der langsam, aber sicher verblutete und nicht einmal mehr die Kraft in sich hatte, in seine Höhle zurückzukriechen, um dort zu sterben.

Es lohnte sich wirklich nicht, auch nur noch ein einziges Trägerflugzeug aufsteigen zu lassen, um dem Schiff den Gnadenstoß zu versetzen. »Yamato« war bereits dem Tode verfallen, und nichts konnte sie mehr retten.

Aus der Luft aber erkannte man nicht den Grad der angerichteten Zerstörungen. Man sah nur, daß »Yamato« wider Erwarten noch immer schwamm und zwei Zerstörer bei ihr waren, die das Schiff, wenn es sein mußte, einschleppen würden.

Also ließ Spruance, der amerikanische Befehlshaber des eingesetzten Trägerverbandes, die ersten hundert Maschinen noch einmal starten.

Wieder kamen sie angebraust.

Was ihnen jetzt noch an Abwehr aus den Rohren des Schlachtschiffes entgegenschlug, war kaum noch der Rede wert. Sie brauchten diese wenigen krepierenden Granaten kaum noch zu beachten, sondern konnten sich im fast schulmäßigen Anflug in Ruhe dem lahmen Riesen nähern, der mit seinen 9 Knoten keinem ihrer Torpedos mehr auszuweichen vermochte.

Besonders nahmen sie jetzt das Ruder – die Achillesferse eines jeden Schiffes – aufs Korn.

Durch einen solchen Treffer war schon das deutsche Schlachtschiff »Bismarck« bewegungsunfähig gemacht und damit ein leichtes Ziel der Bomben und Torpedos geworden. Hier sollte nun das gleiche versucht werden.

Auf »Yamato« erkannte man diese Gefahr, als die erste Torpedolaufbahn haargenau herankam.

»Heckexplosionsgefahr!« schrie jemand mit voller Lungenkraft.

Gleich darauf erschütterte eine gewaltige Detonation das Achterschiff. Himmelhohe Flammensäulen schossen senkrecht empor.

»Sofort fluten – Sofort alles fluten!«

Niemand wußte, ob der Befehl jemals zur Ausführung kam.

Dieser Treffer war das Ende!

Was jetzt noch an Bomben und Torpedos an den Stahlwänden des Schlachtschiffes aufbrüllte und neue Zerstörungen anrichtete, traf nur noch einen toten Körper.

»Yamato« setzte die Notflagge.

»Ruder ausgefallen!«

Es war das letzte Signal, das auf dem Schiff wehte.

Im Todeskampf drehte es nach Backbord und legte sich immer mehr auf die Seite.

Die Fahrt verringerte sich auf 7 Knoten. Der Riese begann, sich im Kreis zu drehen.

Neben seinem Schornstein stieg dicker, schwarzer Qualm in

starken Eruptionen auf und hüllte das halbe Schiff ein.

Nun schwieg auch das letzte Geschütz. Alles Leben schien an Bord erloschen. Die Festung »Yamato« war ausgeräuchert. Was sich trotzdem noch auf ihr bewegte, waren keine Menschen mehr, sondern nur noch menschenähnliche Gestalten, denen die Überanstrengung und die Todesangst um das verlorene Leben die Gesichter verzerrte.

Noch ein letztes Mal schlug die Flugzeuge zu. Doch die Abwehrkraft des totwunden Schiffes war endgültig gebrochen.

Auf dem Kommandostand der »Yamato«, die bereits 35 Grad Schlagseite hatte, lebte nur noch ein knappes Dutzend Menschen.

Eine Gruppe von Stabsoffizieren rappelte sich, von dem Explosionsdruck eines Bombenvolltreffers in alle Ecken geworfen, mühsam wieder auf die Beine und kroch zur Lagebesprechung hinüber zum Befehlshaber. Auch der Flottenchef lag am Boden. Schwer erhob er sich und erwiederte den Gruß seines Stabschefs. Schweigend blickte er seine Offiziere der Reihe nach an und schüttelte ihnen stumm die Hände. Dann ging er hinüber in seine Kammer. Nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, sah Vizeadmiral Ito niemand mehr wieder.

Die zurückgebliebenen Offiziere verstanden diesen Abschied. Zwei von ihnen laschten sich, während das Schiff unter neuen harten Schlägen erdröhnte und erzitterte, am Kompaßgehäuse fest. Sie wollten die Schande des Überlebens verhindern, wenn das Schiff unterging.

Als auch die übrigen Offiziere das gleiche tun wollten, jagte sie der Stabschef hinaus.

»Alle Mann an Oberdeck!« schrie er dann, ohne zu wissen, ob dieser Befehl noch alle Lebenden erreichte.

Da eilte der Kommandant selbst durch das Schiff, soweit er bei der zunehmenden Schräglage und den wüsten Trümmern überhaupt noch vorwärts kommen konnte. Er brüllte den

Befehl in alle Winde und half den vereinzelt an Deck umherkriechenden Männern, wo er konnte.

In diesem Augenblick stiegen mittschiffs hohe Wasserfontänen auf. Mehrere Torpedos – die letzten, die abgeschossen wurden – hatten das schon fast auf der Seite liegende Schiff am herausragenden Boden getroffen und gewaltige Löcher gerissen.

Das Leben des letzten japanischen Riesen zählte nur noch nach Minuten. 80 Grad betrug die Backbordschlagseite. Das Oberdeck stand nahezu senkrecht. Rundherum trieben Menschen im Wasser. Andere sprangen hinterdrein. Sie alle versuchten, durch heftige Schwimmstöße vom Schiff wegzukommen, um nicht in den Sog zu geraten.

Kurz darauf schlug der oberste Teil des hochragenden Pagodenmastes auf die See. Die »Yamato« lag bereits mit 90 Grad Schlagseite auf dem Wasser, die Toppflagge berührte die Wellen. Ein junger Seemann hing dort an der Stange und hielt eine Ehrenwache. Er hatte sich freiwillig zu diesem stolzen Tod entschlossen.

Andere saßen auf dem breiten Schlingerkiel der Steuerbordseite und brachten drei Banzais auf Seine Majestät den Kaiser aus, um dann mit dem jetzt rasch sinkenden Schiff in die Tiefe zu gehen.

Dumpfes Rumoren und Dröhnen aus dem Innern des Stahlleibes verriet, dass in den Munitionskammern die Granaten übergingen und Schotte brachen.

Dann kam das letzte Todeszucken des Giganten. Als der Rumpf in den Wellen verschwand, rissen ihn plötzlich gewaltige Explosionen auseinander. Riesige Flammenblitze, die nach späterer Aussage eines der beiden Zerstörerkommandanten eine Höhe von sechstausend Metern gehabt haben sollen, zuckten zu den dunklen Wolken empor.

Als sie zusammenfielen, war die »Yamato« in ihr nasses Grab gesunken.

Das größte Schlachtschiff dieses Krieges hatte seine Reise zum Meeresgrund angetreten.

Damit war Japans Flotte endgültig zerschlagen worden.

Nur zwei Zerstörer, welche die Überlebenden des Schlachtschiffes aufsammelten – unter ihnen befand sich auch der Fähnrich Yoshida – blieben von dem Verband übrig, der ausgeschickt worden war, um die Verteidiger von Okinawa zu entlasten und den »Kamikazes« den Angriff auf die amerikanischen Eindringlinge zu erleichtern. Sie erreichten, selbst stark beschädigt, den Einsatzhafen.

Das Opfer aber, das der Verband gebracht hatte, war umsonst gewesen. Okinawa wurde von den Amerikanern besetzt.

Einige Monate später, im August 1945, kapitulierte Japan nach dem Abwurf der ersten Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki als geschlagene Macht.

**ENDE**

# **Technische Daten**

## **Schlachtschiff »Yamato«**

### **1941 – 1945**

Art des Schiffes:	Schlachtschiff Entwurf 1937
SchwesterSchiff:	»Musashi« 1942-1944 und »Shinano«*
Stapellauf:	8. August 1940
Indienststellung:	16. Dezember 1941
Bauwerft:	Staatswerft Kure
Größe (Wasserverdrängung maximal):	71.800 ts
Länge über Alles:	263 m
Breite, größte:	38,9 m
Tiefgang:	10,9 m
Antriebsart:	4 Sätze Getriebe-Turbinen auf 4 Schrauben, 12 Kanpon-Kessel
Maschinenleistung:	153.000 wPS
Geschwindigkeit:	27,5 kn
Aktionsradius:	7.200 sm bei 18 kn
Bewaffnung:	neun 45,7 cm in Drillingstürmen **, zwölf (ab 1944 nur noch sechs) 15,5 cm in Drillingstürmen, zwölf (ab 1944 aber vierundzwanzig) 12,7-cm-Flak in Zwillings- schilden, vierundzwanzig (ab 1944 aber hundertdreizehn, ab 1945 insgesamt hundertfünfzig) 25-mm-Flak in div. usw., 2 Katapulte, 6 Flugzeuge. Schwere Artillerie ***
Panzerung:	
Besatzung:	2.300 anfangs bis 2.800 Köpfe

---

\* »Shinano« wurde als Flugzeugträger fertiggestellt

\*\* Das Gewicht jedes 45,7-cm-Drillingsturmes betrug 2.774t (soviel wie ein großer Zerstörer!). Die Reichweite der 45,7-cm-Kanonen war 44 km, jedes Geschoß wog 1460 kg und durchschlug am Ende seines Fluges noch 604 mm Panzer!

\*\*\* Der gesamte Panzer (ohne den der Artillerie!) wog 23.500 t

# **Der Krieg im Pazifik**

## **Von Pearl Harbor bis Hiroshima. – Die erste Atombombe beendete den furchtbarsten Kampf aller Zeiten**

Im LANDSER wurde auch über die blutigen Inselschlachten des Pazifik-Krieges schon des öfteren berichtet. Unser Mitarbeiter L. Vrba hat nun im nachfolgenden Beitrag die historische Kulisse dieses mörderischen Ringens nachgezeichnet und damit einen Überblick entstehen lassen, der neben den politisch-militärischen, für den Kriegsausbruch maßgeblichen Hintergründen alle bedeutsamen Stationen des Kampfgeschehens bis zum letzten Akt des Dramas im Jahre 1945 aneinanderreih.

Auch Kriege haben ihre Ursachen. Machthunger, Nationaldunkel, politische Umschichtungen und wirtschaftliche Mißstände sind einige der Gründe, die den Zündstoff dazu liefern.

Japan, rohstoffabhängig und übervölkert, griff 1937 China an. Der Expansionsdrang zielte aber bald auf die Rohstoffgebiete im südostasiatischen und pazifischen Raum, wo er zwangsläufig die Interessen der Briten und Amerikaner traf. Eine Kette diplomatischer Rankünzen, schließlich durch den wirtschaftlichen Druck der USA noch verschärft, trieb beide Seiten 1941 in die militärische Lauerstellung. Den »Casus belli« lieferte dann Japan mit dem Angriff auf Pearl Harbor.

Der japanische Angriffsverband aus sechs Flugzeugträgern, drei schweren Kreuzern, neun Zerstörern und drei Unterseebooten lief am 26. November 1941 von der Hitokappu-Bucht mit dem Marschbefehl aus: »Niikata kayama nobore – Besteigt den Berg Niikata!« Ein Rudel Kleinst-U-Boote legte sich vor Oahu auf die Lauer.

Der Konvoi kämpfte lange gegen schwere See und stürmischen NO-Passat (17 Sekundenmeter) an. Am Morgen des 7. Dezember brach er dann aus der Wetterfront und stand 230 Seemeilen nördlich von Hawaii. Oberbefehlshaber Admiral Nagumo ließ angreifen. Kapitän zur See Mitsuo Fuchida brauste mit den 200 Maschinen der ersten Welle nach Oahu hinunter. Kurz vorher hatte ein Kleinst-U-Boot den US-Zerstörer WARD versenkt. Trotz des Zwischenfalls und mehrerer Warnungen des Radar-Postens, der die anfliegenden Maschinen ausmachte, wurde kein Alarm gegeben. Überall friedvolle Sonntagsstille. Deshalb traf die Attacke voll. Im Feuerwirbel der Bomben und Torpedos wurde die US-Pazifikflotte schwer angeschlagen, 2.326 Amerikaner kamen in diesem Inferno um.

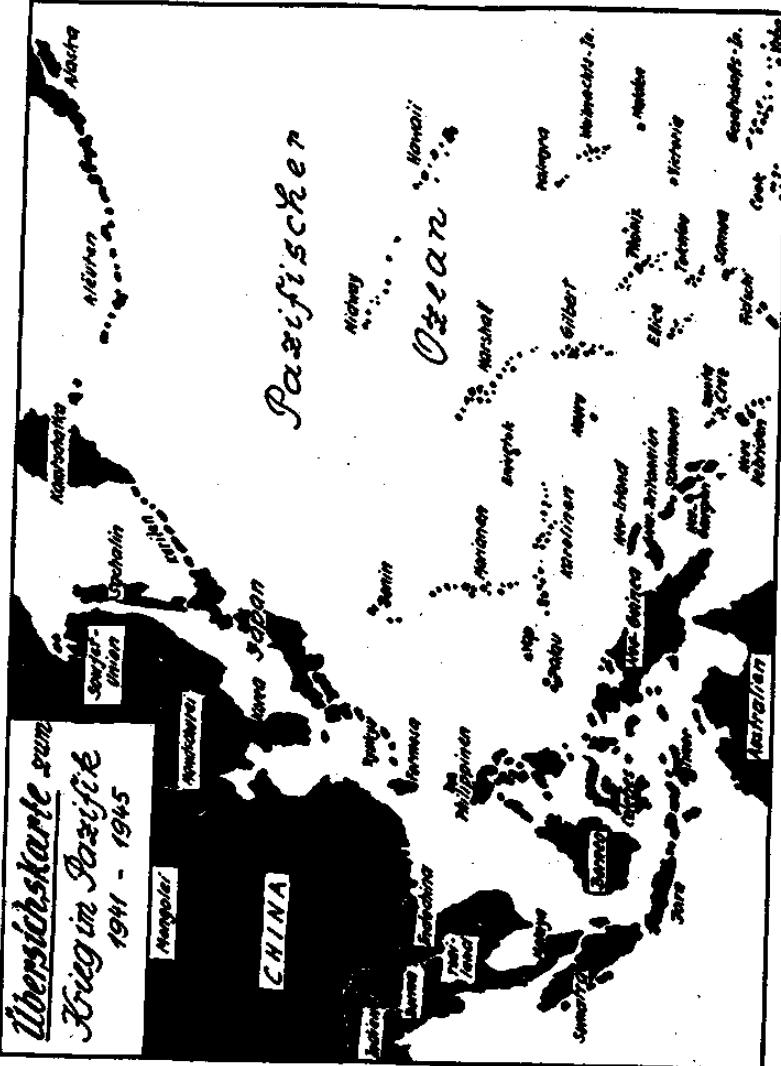
Der Angriff gegen Hawaii löste gleichzeitig die »Südoperation« aus. Japanische Heeres-, Flotten-, Luftwaffen-, Transport- und Amphibienverbände stürmten lawinenartig ihre Zielpunkte in Südostasien und im Pazifik. Nacheinander fielen Schanghai, Hongkong, Wake, Burma, Malaya, Singapur, Philippinen, Borneo, Celebes, Sumatra, Java, Timor, Bali, Guam, Palau, Bismarck-Archipel, Nauru und die Gilbert-Inseln. Japan verfiel in einen Siegesrausch, denn der Offensivschlag hatte den Rohstoffmangel beseitigt, strategische Schlüsselstellungen gesichert und neuen Lebensraum erobert. Durch die Erfolge verführt, erließ das Kaiserliche Hauptquartier unter Feldmarschall Sugiyama, General Terauchi und den Admiralen Nagano und Yamamoto sofort den »Erweiterten Plan«, der für 1942 neue Eroberungen vorsah: Port Moresby (auf Neu-Guinea), Tulagi (Salomonen), Midway-Archipel und die Inseln Addak, Attu und Kisa (Aleuten). Andere Fernziele waren Neu-Kaledonien, Fidschi und Samoa. Aber nicht alle Planobjekte konnten dem Imperium einverleibt werden – denn die Amerikaner schlugen jetzt hart zurück. Auch brach auf vielen besetzten Inseln der Guerillakrieg aus.

Die militärische Wende im Pazifik zeichnete sich bereits am 4. Juni 1942 in der Schlacht um Midway ab. Zwar erlitten beide Seiten hohe Verluste, doch Japan konnte sie kaum mehr ausgleichen. Die USA dagegen erhöhten ihr Kriegspotential ständig, entwickelten modernste Waffensysteme und erreichten im kooperativen Zusammenwirken von Marine-, Luftwaffen- und Heeresverbänden nahezu eine Perfektion. Überwiegend Spezialtruppen, Marinefüsiliere, lieferten während des Inselkrieges den Japanern fortan die blutigsten Kämpfe des II. Weltkrieges überhaupt. Mit der Offensivtaktik der Amerikaner im Pazifik begann auch eine neue Epoche der Seekriegsgeschichte, deren Grundelement die Flugzeugträger bildeten.

Das Midway-Debakel hielt das Kabinett Tojo und den Generalstab jedoch nicht von weiteren Expansionswünschen ab. Nach der Besetzung von Tulagi legten die Japaner auf der Nachbarinsel Guadalcanal einen Flugplatz an. Zwar lag die Salomonengruppe 450 Kilometer vom Flottenstützpunkt Rabaul (Neu-Britannien) entfernt, doch die Luft- und Seeherrschaft schien gesichert zu sein.

Inzwischen legten die Joint Chiefs of Staff (Generalstab aus Heer und Marine) unter Vorsitz von US-General Marshall ihre Strategie fest. Sie glich der Technik eines Boxers, der abwechselnd rechts und links schlägt, um den Gegner zu täuschen und zu zermürben. Nach dem üblichen Kompetenzstreit wurde das künftige Schlachtfeld in zwei selbständige Kommandobereiche aufgeteilt: Zentralpazifik unter Admiral Nimitz mit dem Hauptquartier auf Hawaii; Südwestpazifik unter General MacArthur mit dem Hauptquartier in Sidney. Grenzlinie bildete der 159. Grad östlicher Länge, der die Salomonen schneidet. Damit lagen Guadalcanal und Tulagi im Operationsgebiet von Nimitz. Er erhielt den Auftrag, am 1. August 1942 die Inseln zurückzuerobern. Jedoch verzögerte sich der Angriffstermin auf den 7. August.

Übersichtskarte zum  
Krieg im Pazifik  
1941 - 1945



Nach dem Feuerschlag von Flotte und Luftwaffe gingen die Marine-Infanteristen in die Landungsboote. Während auf Guadalcanal kaum ein Schuß fiel, wehrten sich die Japaner auf den Nachbarinseln Tulagi, Florida, Tanangobo und Gavutu bis zum letzten Messerstich. Auf Tulagi wurden nur drei Gefangene gemacht. Guadalcanal aber entwickelte sich langsam zu einer japanischen Bastion, die erst nach sechs Monaten blutigster Kämpfe und mit hohen Opfern von den »Marines« ausgeschaltet werden konnte. Zwar war der Ruf der »Unüberwindlichkeit« des japanischen Dschungelkämpfers zerstört worden, doch die zähe, todesverachtende Kampfesweise des Gegners schockierte nicht nur, sondern sie ließ auch die Schwere der Folgeschlachten schaudernd vorausahnen.

Der im Pazifikkrieg oft bewiesene und der westlichen Mentalität unbegreifliche Kampfgeist der japanischen Soldaten, gepaart mit Todesverachtung und scheinbarer Selbstzerstörungswut, kaschierte in Wahrheit nur die allen Menschen eigene Todesfurcht. Aber national-religiöse Bindungen, brutale Halte- und Sterbebefehle sowie die Gesetze des »Bushido« und »Senjinkum« aus dem mittelalterlichen Samurai-(Ritter-)Kodex ließen dem kaiserlichen Soldaten nur die Wahl, entweder als Held (EIREI), hochgeehrt durch die »Torii«, in den buddhistischen Himmel heimzukehren, oder sein »Gesicht zu verlieren« und von Familie und Volk verachtet zu werden.

Die Schlacht um Guadalcanal kostete die Japaner 25.000 Tote und den Verlust von 56.000 Tonnen Schiffsraum. Auf Attu in den Aleuten fiel die Besatzung von 2.300 Mann, als amerikanische Infanterie die Felseninsel stürmte. Ein späterer Angriff auf Kiska stieß ins Leere; die Insel war geräumt worden.

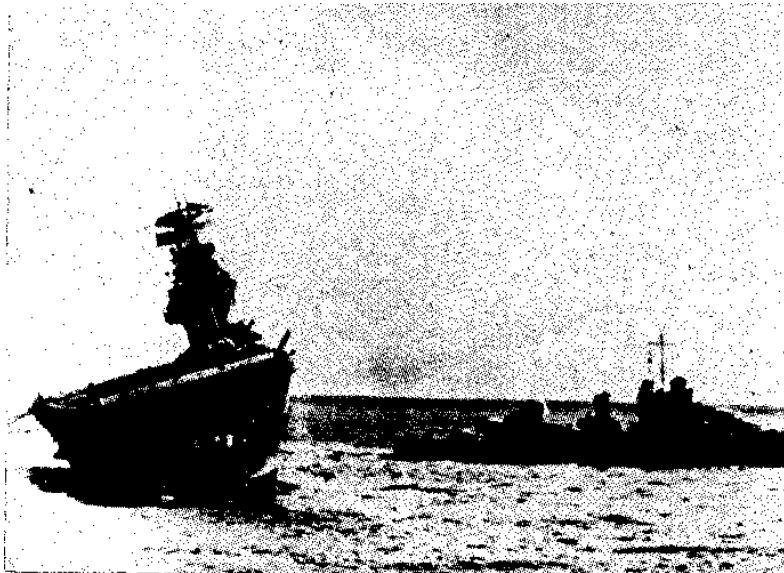
Die Amerikaner schickten sich nun an, die Außenwerke des japanischen Imperiums systematisch zu zertrümmern und seine Blutadern zu den Rohstoffgebieten zu durchtrennen. US-

Unterseeboote und Verbände der britischen Eastern Fleet machten Jagd auf alle Transporter, die Japan ansteuerten. Mit jeder versenkten Frachtonne wurde der Mangel im Mutterland spürbarer.

Nun wurde McArthur aktiv. Er befehligte zwar nur elf amerikanisch-australische Divisionen, ein niederländisches Kontingent und wenige Armeeflieger, doch Nimitz half mit Flotten- und Marineluftverbänden aus. Wichtigster strategischer Punkt in McArthurs Bereich war Rabaul, neben Truk (Karolinen) die stärkste japanische Flottenbasis. Wer Rabaul hielt, beherrschte den Bismarck-Archipel, die Salomonen, Neu-Guinea und den Weg zu den Philippinen. Deshalb mußte Rabaul entweder gestürmt oder isoliert werden. McArthur schlug nun in Neu-Guinea los. Ein Versuch der Japaner, in Gewaltmärschen über den Kokoda-Pfad und das Owen-Stanley-Gebirge den wichtigsten Punkt dieser Insel, Port Moresby, zu erreichen, scheiterte dicht vor dem Ziel. Nun trieben Amerikaner und Australier den Gegner am Kokoda-Pfad vor sich her und nahmen ihm in blutigen Kämpfen schließlich die Plätze Buna, Gona und Sanananda weg. Aber Tropenhitze und Krankheiten dezimierten die amerikanisch-australischen Truppen und führten vorübergehend zur Aufweichung der Disziplin. Trotzdem fielen nacheinander Lae und Salamaua. Japanische Nachschubkonvois wurden aufgerieben. Noch ein harter Schlag traf Japan, als eine US-Jagdstaffel Admiral Yamamoto, der sich auf einer Inspektionsreise befand, über Bougaiville abschoß.

Nachfolger wurde Admiral Koga, der ein schweres Erbe übernahm, denn die eigenen Kräfte schwanden, während der Gegner immer stärker wurde. Neue Landungsschiffe, Amphibienfahrzeuge und Waffen, zusätzliche Flottenkräfte und verfeinerte Ortungs- und Nachrichtenmittel vergrößerten die Erfolgschancen der Amerikaner. Sie führten ihre zweigleisige Strategie konsequent fort. Am 30. Juni 1943

nahmen sie Rendova, dann Vella Lavella, Bougainville und Neu-Georgien. McArthurs Truppen beherrschten jetzt den Nordteil von Neu-Guinea zwischen dem Huon-Golf und den Louisiaden. Die Luftwaffe baute neue Stützpunkte aus und bombte zusammen mit Trägermaschinen Rabaul und den Bismarck-Archipel. Am 15. Dezember landeten Marines und Infanteristen bei Kap Gloucester und Arawe auf Neu-Britannien, im Februar 1944 auf den Green Islands, im März auf Los Negros, dann auf Manus. Damit kontrollierte McArthur fast alle Admiralitätsinseln. Der Rest wurde durch Abregnen von Dieselöl und Napalm zur Wüste gemacht, und die japanischen Besatzer wurden ausgehungert. Als auch noch Emirau verloren ging, war Rabaul hoffnungslos isoliert. Über 100.000 japanische Soldaten blieben bis zum Kriegsende auf den Außenposten tatenlos festgenagelt.



**Der sinkende US-Flugzeugträger „Yorktown“ während der Schlacht bei den Midway-Inseln**

Mit der Weisung der Joint Chiefs of Staff vom 23. Januar 1943 sollte McArthur in Neu-Guinea bis Vogelkop marschieren und dann nach Morotai übersetzen, während Nimitz die Gilbert-, Marshall-, Karolinen- und Marianeninseln nahm. Vor beiden Operationsstrecken lagen starke Feindbasen: Wewak auf Neu-Guinea und Truk in den Karolinen.

Nimitz trat gegen die Gilbert-Gruppe an. Er umging das befestigte Nauru, seine Marines landeten auf Apamama, Makin und Tarawa. Diese Insel, eine Miniaturfestung mit Vorstrandhindernissen, Minen, Beton- und Kokosholzbunkern, bestens getarnt und bestückt, wurde für die Landungstruppen eine Blutmühle. Schon tausend Meter vor dem Strand liefen die Landungsboote auf ein Korallenriff und gerieten in schwerstes Abwehrfeuer. Der festgefahrenen Angriff löste eine Führungskrise aus. Unter höchsten Opfern wurde Tarawa aber doch genommen.

Am 31. Januar 1944 plazierte Nimitz den nächsten Schlag, diesmal gegen die Marshall-Inseln. Nach dem Bombardement stürmten die Truppen das Kwajalein-Atoll, dann das Eniwetok-Atoll, während die Flotte unter Admiral Spruance die Palau, Truk und Guam mit Trägermaschinen bombte. Admiral Koga kam bei einem Flugzeugunglück ums Leben, sein Stabschef geriet mit Geheimpapieren in die Hand von Partisanen unter der Führung amerikanischer Offiziere. Sie mußten ihn wieder freilassen, weil die Japaner mit Geiselerschießungen drohten – aber die Dokumente bekam McArthur. Der reagierte sofort. Um den Dschungelmarsch durch Neu-Guinea zu vermeiden, wollte er im Rösselsprungverfahren an Wewak vorbei gleich bis Hollandia vorstoßen. Dazu aber brauchte er die Flotte. Diese Forderung führte im Hauptquartier zu Meinungsverschiedenheiten über ein prinzipielles Problem, nämlich, welches Ziel wichtiger sei: die Philippinen oder die Schaffung von Stützpunkten dicht vor Japan, um dort die für November geplanten Invasionen (Decknamen »Olympic« und »Cornet«)

durchführen zu können.

Diese Grundsatzfrage entschied eine Planungskonferenz in Washington im Februar und März 1944. Sie votierte für MacArthur. Die Task Force 38 (Trägergeschwader) unter Admiral Mitscher täuschte den Gegner bei den Karolinen und am Bismarck-Archipel, erschien dann plötzlich vor Wewak, was eine Umgruppierung der japanischen Kräfte bewirkte, und keilte plötzlich gegen Hollandia. Die 6. japanische Fliegerdivision Inada wurde von »Fliegenden Festungen« fast völlig am Boden zerstört. Inzwischen landeten US-Truppen in der Humboldt-Bay und überrannten Hollandia. Amphibische Verbände besetzten zwischen dem 17. und 25. Mai Wake und Biak. Zwei Monate später erreichten McArthurs Soldaten Noemfor und Sansapor auf der Vogelkop-Halbinsel, die Endziele auf Neu-Guinea.

Kurz nach der Hollandia-Operation dampfte die Task Force 38 zur Marianengruppe, um die Inseln Saipan, Guam und Tinian sturmreif zu machen. Noch dichter am Mutterland gelegen, erwarteten die Amerikaner hier besonders harten Widerstand. Zudem suchte der neue Oberbefehlshaber, Admiral Toyoda, die entscheidende Seeschlacht. Seine Trägerdivisionen wurden seit Monaten auf Borneo hart gedrillt. Die Joint Chiefs of Staff aber wollten partout Trittssteine auf dem Weg zu den Bonin-Inseln gewinnen und so Japan näher kommen.

Toyoda erhielt Nachricht, daß die Amerikaner bei den Marianen einen Angriffsschwerpunkt suchten. Dorthin lief eine gewaltige Armada aus: die Task Force 58 (aus Tarngründen früher 38) mit 7 großen und 8 kleinen Trägern (819 Flugzeuge), 7 Schlachtschiffen, 20 Kreuzern und 58 Zerstörern; die Task Force 52 (Landungsverbände), die Task Force 53 mit der Beschießungsgruppe, 10 Kreuzern und 116 Zerstörern. Hunderte von Landungsschiffen, Amphibienfahrzeugen und Transportern waren im Geleit. Insgesamt 633 größere Schiffe,

128.000 Mann an Kampftruppen und 2.000 Flugzeuge traten gegen die Marianen an. Und das zu einem Zeitpunkt, als die Alliierten in der französischen Normandie landeten!

Toyoda befahl die »Bewegliche Flotte« von den Liegeplätzen bei Borneo, um die Amerikaner im Aufmarsch zu fassen. Mit 9 Trägern, 5 Schlachtschiffen, 13 Kreuzern und 31 Zerstörern brauste Admiral Ozawa gegen den Feind, aber schon in der San-Bernardino-Straße sichtete und meldete ein US-U-Boot den Verband. In der Philippinensee südwestlich von Guam entbrannte eine furiose Luft-Seeschlacht. Die Amerikaner verloren 100, die Japaner 402 Trägermaschinen; vier japanische Träger waren zerbombt. Toyoda erkannte die Aussichtslosigkeit, die USA auf See noch entscheidend schlagen zu können.

Der Kampf um Saipan setzte ein neues blutiges Wegzeichen auf der 3.000-Meilen-Strecke hinauf nach Japan, dem »Going up the ladder – die Leiter hinaufklettern«. Der fanatische Widerstand von General Saito und seiner 31.600 Männer nagelte die Invasoren wochenlang am Berg Tapotchau fest. Erst als sich Saito am 9. Juli das Samurai-Schwert in den Leib stieß und Admiral Chuchi zum Freitod die Kugel wählte, kam der Angriff in Fluß. Zwar zertrümmerte ein »Banzai«-(Selbstmord-)Angriff vorübergehend die Front der Amerikaner, aber sie fingen ihn ab und eroberten die Insel.

Wie zu erwarten war, verstiefe sich der Widerstand zusehends, je näher die Front an Japan heranrückte und den »Inneren Verteidigungsring« gefährdete. Der verzweifelte Versuch, das zerbröckelnde Imperium zu stützen und der erdrückenden Übermacht standzuhalten, gipfelte im nutzlosen Menschenopfer. Weder die Banzai-Angriffe Tausender, deren Tod nachweislich keine einzige Schlacht zu entscheiden vermochte, noch der Einsatz der »Kamikaze«, offiziell »Kamikaze Tokubetsu Kogekitai«, trug zur Kriegswende bei. Die Flieger, auch »Götterwind« genannt, stürzten sich mit

ihren sprengstoffbeladenen Jagdmaschinen auf die US-Schiffe, verfehlten aber oft das Ziel oder wurden vorher von der Flak abgeschossen. Der symbolische Auftrag des »Götterwinds«, der – so die Legende – 1281 die Flotte des Mongolenführers Kublai Khan vernichtete, konnte im Pazifikkrieg nicht erfüllt werden.

In der Schlacht um Saipan holten die Amerikaner viele Kamikaze vom Himmel, und sie nannten es das »Truthahnschießen bei den Marianen«. Aus Enttäuschung über die Niederlage trat der japanische Kabinettschef Hideki Tojo, ein harter Durchhalte-Verfechter, am 17. Juli 1944 zurück. Maßvolle Politiker, die Kontakte zu den USA und das Kriegsende wünschten, kamen durch die von Roosevelt, Churchill und Tschiangkaischek in Kairo ausgehandelte Formel der »bedingungslosen Kapitulation«, die auch auf Japan ausgedehnt wurde, nicht mehr zum Zuge. Militärs und »Endsiegfanatiker« behielten die Oberhand, und der Krieg ging weiter. Aber über Japan zog die Götterdämmerung herauf, das Hinomaru (Sonnenbanner) sank. Die Parole »Ichioku gyokusai« (Schlachtentote der 100 Millionen) kündigte bereits den Selbstmord des ganzen Volkes im Falle der Invasion an.

Die Landungen auf Tinian und Guam am 21. bzw. 24. Juli, die weniger dramatisch abliefen, schlossen den Marianenfeldzug ab. Über die weiteren Operationen war sich der Generalstab nicht klar. McArthur wollte zu den Philippinen, Nimitz auf die Bonin-Inseln und Formosa, um Japan invasionsreif bomben zu lassen. Roosevelt schlachtete. Der Kompromiß sah so aus: McArthur hatte Morotai zu nehmen, Nimitz die Inseln Peleliu, Angaur und Ulithi; dann Landung auf der Insel Mindanao, um die Philippinen zu befreien.

Am 9. September bombten US-Trägermaschinen Mindanao, Leyte, Samar, Cebu, Bohol und Negros auf den Philippinen. Kaum Abwehr. Der Grund dafür waren die neuen »Sho«-(Sieg)-Pläne des Kaiserlichen Hauptquartiers mit exakten

Befehlsfaszikeln. General Umezu, Nachfolger von Sugiyama und Tojo, behielt sich vor, erst bei klar erkannter Schwerpunktbildung des Gegners die weit verstreut liegenden Kräfte zentral einzusetzen.

Die Wegnahme der Palau-Inseln Peleliu und Angaur kostete die Amerikaner 10.000 Tote. Oberst Nakagawa und seine Männer kämpften wie Berserker. Aber sie unterlagen. Auch Morotai und Ulithi fielen. Baubataillone, »Seabees« (Seebienen) errichteten dort Flugbasen, um die Philippinen bomben zu können. US-Trägermaschinen holten in den Gewässern um Formosa 500 japanische Jäger vom Himmel und versenkten viele Schiffe.

Morgens, am 21. Oktober 1944, eröffnete die 7. US-Flotte das Landungsfeuer auf Leyte, 80.000 Soldaten erwarteten den Angriffsbefehl. In Höchstfahrt brausten vier starke Flottenverbände heran. Am 24. und 25. Oktober tobte im Leyte-Golf die größte Seeschlacht der Geschichte zwischen 216 amerikanischen und 64 japanischen Schiffen. Die Verluste der Japaner bedeuteten das Ende ihrer Seeherrschaft. Auch die Masseneinsätze der Kamikaze schlugen nicht durch. Nach mörderischen Kämpfen wurden nun die Philippinen befreit. Britisch-chinesische Truppen fegten die Japaner aus Burma.

Den nächsten Schlag führte nun wieder Nimitz, als am 19. Februar 1945 die Marines auf der Bonin-Insel Iwo Jima landeten. General Kuribayashi und seine 22.000 Soldaten, in Bunkerlabyrinthen verschanzt, übertrafen an Abwehrhärte alle bisherigen Erfahrungen. Die Flaggenhissung der Amerikaner am Berg Suribachi, Siegessymbol für die Alliierten und das meistkolportierte Kriegsfoto, war nackte Übertreibung. Wochenlang tobten wilde Nahkämpfe, Panzer und Bulldozer schütteten die Bunker zu, doch des Nachts befreiten sich die Verteidiger und kämpften weiter. Am 15. März meldete sich General Kuribayashi mit drei Gedichten beim Kaiser ab, der Widerstand zerbröckelte. Die Amerikaner verloren 19.838

Mann. Noch am 27. März, als der Flugplatz in Betrieb war, wurden zahlreiche Piloten und Bodenbedienstete umgebracht, als plötzlich zweihundert Japaner aus Erdspalten krochen und das Rollfeld stürmten. Auf Iwo Jima gerieten nur 212 schwer verwundete Japaner in Gefangenschaft. Für einen hohen Preis hatten die Amerikaner Japan »das sehende Auge« im Pazifik ausgeschlagen.

Noch während des Ringens um Iwo Jima rollte das nächste Unternehmen an: Okinawa! Die Vorbereitungen waren enorm:

Die 5. US-Flotte mit 1.682 Schiffen und 1.727 Trägermaschinen; die britische Pacific Fleet mit 22 Einheiten (auch Träger); die 5. und 14. Air Force (Luftwaffe); die 10. US-Armee, 183.000 Infanteristen und Marines, dazu 271.000 Mann Troß-personal, acht Baubataillone und zwei Millionen Tonnen Material. Toyoda und Umezu vom Kaiserlichen Hauptquartier rechneten mit der Invasion und ließen Okinawa, die größte der Ryukyu-Inseln südwestlich von Japan, befestigen. Über 120.000 Soldaten gruben sich in Höhlenbunkern ein, 500 Geschütze und 27 Panzer in gedeckter Feuerstellung erwarteten den Angriff. Das Abwehrkonzept war einfach: Die Amerikaner kommen lassen, an den Schwerpunkten festnageln, damit die Kamikaze die Flotte vernichten konnten.

Während Trägermaschinen Bomben warfen, stürmte US-Infanterie die Kerama-Retto-Inseln, erbeutete 350 Sprengboote und brachte, nur 16 km von Okinawa entfernt, Artillerie in Stellung.

Am Ostermorgen, dem 1. April 1945, brausten nach der Feuerwalze die Sturmboote los. Bald standen 20.000 GIs (Infanteristen) ohne Verluste am Ufer. Der Vormarsch rollte pausenlos und überholte den Zeitplan. Kaum Widerstand. Erst im Nordteil, auf der Halbinsel Motobu, begann die eigentliche Schlacht um Okinawa. Schluchten, Wälder und Höhlen mußten von den Marines mühsam erkämpft, der Gegner herausgesprengt werden. Die Japaner fochten bis zum letzten

Messerstich. Auch im Süden stoppte der Vormarsch jäh. Ein Abwehrriegel reichte von der Hauptstadt Naha im Westen zur Festung Shuri an der Ostküste. Regen setzte ein. Ende April hatten die Amerikaner unter Verlusten zwei Drittel erobert – das letzte aber wurde das blutigste. Sie brauchten vierzig Tage, um fünf Kilometer voranzukommen. Shuri, aus Granit gebaut, bildete den Schwerpunkt im Süden. Kompanieweise verbluteten die Angreifer. Die Artillerie feuerte gegen das Bollwerk, umsonst. Selbst die 40,6-cm-Granaten der Schiffsgeschütze blieben wirkungslos. Erst mit 1.300 Granaten, gemischt aus panzerbrechender und normaler Munition, konnte die Zitadelle zertrümmert werden. In zwei, dann in drei Teile aufgespalten, kämpften die Japaner noch fünf Wochen weiter. Mitte Juni fochten nur noch Reste im Norden, im Blutrausch brachten sich viele Verteidiger um, 7.000 gaben sich gefangen.

Okinawa, die letzte Bastion vor Japan, war gefallen. Die Amerikaner verloren 12.520 Soldaten an Toten und Vermißten, die Japaner 113.000. Die japanische Luftwaffe büßte, einschließlich der Kamikaze, 7.800 Maschinen ein. In drei Monaten waren 1.900 Opferflieger umgekommen und versenkten nur 26 US-Schiffe – keines war größer als ein Zerstörer!

Die Joint Chiefs of Staff hatten die Invasion in Japan für Anfang November festgesetzt. Ein langer, blutiger Weg lag hinter den Marines und Infanteristen, seit sie in Guadalcanal losschlügen. Aber jedem war klar, daß der Kampf um das Mutterland eine Apokalypse heraufbeschwören mußte.

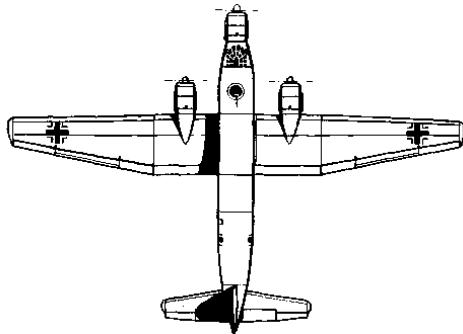
Aber es kam ganz anders. Oberst Tibbet warf am 6. August 1945 die Atombombe auf Hiroshima. Die Wirkung war verheerend. Der Atompilz leitete nicht nur symbolisch eine neue Ära der Waffentechnik ein, sondern er stellte das Druckmittel zur Kapitulationsbereitschaft der japanischen Führungsschicht dar.

Wie in Deutschland, so schlugen auch in Japan die

skrupellos mobilisierten nationalen Energien auf das eigene Imperium zurück und besiegelten seinen totalen Untergang.

**ENDE**

## **Junkers Ju 252**

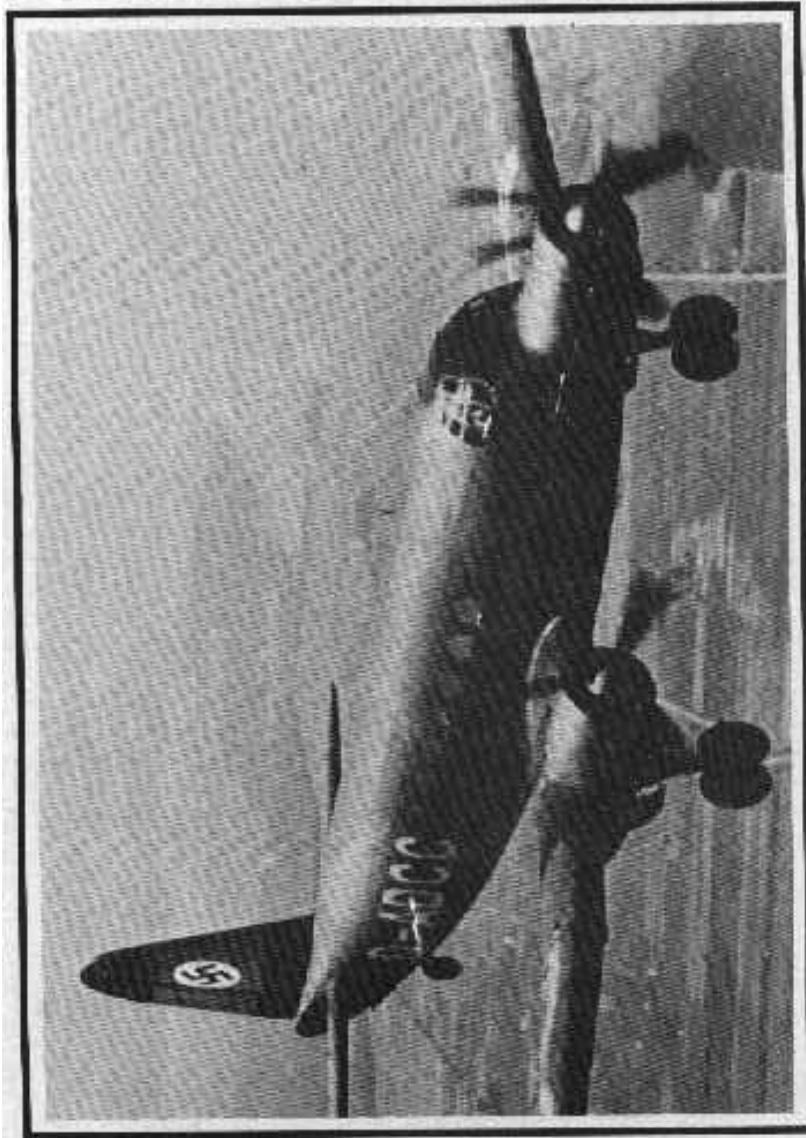


Wie schon aus der Typenbezeichnung ersichtlich, war die Ju 252 als Nachfolgerin der »Tante Ju«, der berühmten und zuverlässigen Ju 52, vorgesehen. Mit den Entwicklungsarbeiten wurde schon im Jahre 1941 begonnen. Dabei hatten die Konstrukteure bereits den Luftverkehr nach Kriegsende im Auge, denn man war sich darüber klar, daß die Ju 52 höheren Anforderungen hinsichtlich Flugkomfort und Aufnahmefähigkeit von Passagieren etc. nicht mehr gewachsen sein würde. So entstand ein neues Muster, dessen Erstflug bereits im Jahre 1941 stattfand. Im Gegensatz zur Ju 52 besaß die Maschine eine Außenhaut aus Glattblech und ein einziehbares Fahrwerk. Im Frühjahr 1942 wurde der Prototyp zur Transportmaschine verändert. Da aber damals ein beträchtlicher Engpaß in der Lieferung von Leichtmetall bestand, mußte zu einer anderen Konstruktionsart übergegangen werden. Die neuen Aspekte wurden dann in der Ju 352 realisiert, die sich von ihrer Vorgängerin in zahlreichen Einzelheiten unterschied. Zum Fronteinsatz ist dieses Muster nur in wenigen Stückzahlen gekommen.

## **Technische Daten**

Besatzung:	drei Mann Besatzung und 32 Passagiere
Triebwerke:	drei Jumo 211 J mit je 1.300 PS
Spannweite:	34,09 m
Länge:	25,10 m
Höhe:	6,60 m
Fluggewicht:	22.481 kg
Geschwindigkeit:	430 km/h
Reichweite:	2.500 km
Gipfelhöhe:	6.850 m

## **Deutsche Kriegsflugzeuge**



**Junkers Ju 252**